

Bolivien • Ecuador • Peru
verstehen



SympathieMagazine
Mehr wissen. Mehr Durchblick.

Legende



Das Logo auf der Titelseite ist ebenso verlinkt wie die im Magazin aufgeführten Webadressen.

Inhalt	
Ankommen	Muße und Moderne 12-14
Alltag	LESEN im Mondschein 15
Geschichte	Die Welt wird aufgeteilt 16-17
Politik Bolivien	Das bolivianische Wunder 18-19
Marktleben	Mit allen Sinnen 20-21
Politik Peru	Im ewigen Strudel 22-23
Politik Ecuador	Der große Kater 24-25
Ethnien	Indigene Vielfalt 26-27
Wirtschaft	Ressourcenfluch 28-29
Bergbau	Tischlein, deck dich! 30-31
Wissenschaft	Silicon Valley der Anden 32
Bildung	Schwimmender Kindergarten 33
Amazonasgebiet	Bedrohtes Paradies 34-35
Integrationsländnisse	Traum mit Stolpersteinen 36-37
Medien	Widerstand als Tugend 38-39
Magazinbotschafter:	Alberto Acosta: Leben in Harmonie 40-41
Hochland	Rosa Flamingos ... 42-43

Bitte klicken Sie im Inhaltsverzeichnis auf die jeweilige Überschrift, um den dazugehörigen Artikel zu lesen.



Wenn Sie von einem Artikel wieder auf das Inhaltsverzeichnis möchten, klicken Sie auf den Doppelpfeil oben rechts.

Auf den Textseiten der Artikel befinden sich unten in der Mitte Pfeile, die nach links und rechts zeigen. Wenn Sie auf den linken Pfeil klicken, gelangen Sie auf den vorherigen Artikel, mit dem rechten Pfeil auf den nachfolgenden Artikel.

Webshop

Über diesen Button gelangen Sie zum Webshop. Er befindet sich auf der vorletzten Seite.

Wenn Sympathie
Zuneigung bedeutet,
dann ist Sympathie
für die Welt
nötiger denn je.
Schließlich gehört sie
uns allen.*



Sympathie für die Welt

**Armin Vielhaber
Ehrevorsitzender des
Studienkreises für
Tourismus und Entwicklung e.V.*

Editorial



Dietlind von Laßberg,
Vorstand des Studien-
kreises für Tourismus
und Entwicklung e.V.

Zum Titelbild:
Eine kleine Abkühlung
gefällig? Diese char-
mante Peruanerin aus
Ayacucho verkauft
»Raspadilla«. Dabei
handelt es sich um
geraspeltes Eis, das mit
einem zuckersüßen
Sirup übergossen wird
und Tradition in den
Andenländern hat.
Die Eisverkäuferin ge-
hört wie 70 Prozent
aller Peruanerinnen
und Peruaner dem in-
formellen Sektor an und
arbeitet auf eigene
Rechnung ohne soziale
Absicherung.

So mancher spricht vom »bolivianischen Wunder«. Und in der Tat hat das Land das höchste Wirtschaftswachstum Südamerikas. Armut und Ungleichheit sind deutlich zurückgegangen, Arbeitslosen- und Analphabetenquote gesunken. Auch Ecuador und Peru haben sich ökonomisch weiterentwickelt – aber nicht ganz so rasant. Die Verfassungen Boliviens und Ecuadors gelten als vorbildlich: Sie stärken kollektive, soziale, ökologische sowie Minderheitenrechte, die indigen inspirierte Vision des »Guten Lebens« ist in ihnen verankert.

Probleme gibt es dennoch: Korruption und autoritäre Präsidenten sorgen für politische Krisen. Das schnelle ökonomische Wachstum hat eine neue Mittelschicht hervorgebracht, deren Forderungen nach effizienter Infrastruktur, nach Bildung, nach mehr Transparenz und Mitbestimmung die politische Klasse überfordern. In keinem der Länder gibt es Konzepte, wie Politik inhaltlich neu gestaltet werden könnte.

Mit Empathie und Sachverstand berichten die einheimischen und deutschen Autorinnen und Autoren vom Leben in quirligen Großstädten und abgelegenen Bergdörfern, über den Alltag von Minenarbeitern, Blumenverkäuferinnen und Bauern, vom Leben der »Indígenas«, ihren Ängsten, Hoffnungen und Träumen. Sie lassen Menschen zu Wort kommen, die mit Engagement und Kreativität ihren Alltag gestalten, die sich einsetzen für Jugendliche, für die Rechte von Frauen, für Bürgerbeteiligung, Selbstbestimmung und Umweltschutz.

Wer sich als Reisender einlässt auf Begegnungen und Gespräche mit Einheimischen, wird eintauchen in einen Alltag zwischen Tradition und Moderne, wird Hilfsbereitschaft und menschliche Wärme erfahren – und viel andine Gelassenheit. Machen Sie sich auf ins Herz der Anden – ein einmaliges und bereicherndes Erlebnis. ■

Mehr Durchblick beim Reisen

Sich einlassen auf das Unbekannte

Zuhören, nachdenken, ausprobieren

Hinschauen, nicht wegschauen

Aufmerksame Gelassenheit

Blickwechsel

Mehr zur interkulturellen Reisephilosophie des Studienkreises: www.sympathimagazine.de

Dietlind von Laßberg

Inhalt





Muße und
Moderne

Ankommen		12–14
Alltag	Lesen im Mondschein	15
Geschichte	Die Welt wird aufgeteilt	16–17
Politik Bolivien	Das bolivianische Wunder	18–19
Marktleben	Mit allen Sinnen	20–21
Politik Peru	Im ewigen Strudel	22–23
Politik Ecuador	Der große Kater	24–25
Ethnien	Indigene Vielfalt	26–27
Wirtschaft	Ressourcenfluch	28–29
Bergbau	Tischlein, deck dich!	30–31
Wissenschaft	Silicon Valley der Anden	32
Bildung	Schwimmender Kindergarten	33
Amazonasgebiet	Bedrohtes Paradies	34–35
Integrationsbündnisse		36–37
Medien		38–39
Magazinbotschafter	Alberto Acosta: Leben in Harmonie	40–41
Hochland	Rosa Flamingos ...	42–43



Traum mit Stolpersteinen

Widerstand als Tugend

Wo Magie Alltag ist	44	Reiseerlebnis
Widerstand macht glücklich	45	Feminismus
 Platz da!	46–47	Quiz für Durchblicker
»Nicht eine weniger «	48–49	Frauen
Wasserbomben & Schneespray	50–51	Feste
Es geht vorwärts	52–53	Tourismus
Haus der Talente	54–55	Jugendhilfe
Andine Vibes	56–57	Musik
Vielschichtig	58–59	Literatur
Doña Lu	60–61	Arbeitsalltag
» Lost City Radio«	62–63	Literatur
Mode mit Geist, Herz und Hand	64–65	Textilindustrie
 Klima im Wandel	66–67	Umwelt
Teufelszeug	68–69	Landwirtschaft
Revolution am Herd	70–71	Küche
Ohne Konzept?	72–73	Ausblick
Die Redakteurin Impressum	74	sympathiemagazine.de
Karte Wer ... Wie ... Wo Zahlen & Fakten	75–81	Reiseinformationen



Bienvenidos!
Willkommen!





Plätze sind bis heute wichtige gesellschaftliche Treffpunkte geblieben, wie hier in La Paz, Bolivien. Für die Frauen ist der Alltag hart, egal ob bei der Arbeit in einer Fabrik oder im Tiefland Perus, aber sie sind in den vergangenen Jahren selbstbewusster geworden.



In Städten wie Guayaquil in Ecuador pulsiert das moderne Leben, während es auf dem Land oft noch sehr beschaulich zugeht. Farbenfroh aber wird es garantiert, sogar die Natur auf den Galapagosinseln wetteifert um die schönsten Kontraste, und die Boote auf dem Titicacasee in Peru leuchten von fern als bunte Farbtupfer.





Muße und **Moderne**



Es ist immer dasselbe Ritual: Bevor ich am Flughafen ins Taxi steige, halte ich inne und hole tief Luft. In den Lungen entfaltet sich der charakteristische Duft des ewigen Bergfrühlings. Eine Mischung aus duftendem Jasmin, edlen Rosen und würzigem Holzfeuer. Ich bin in Quito, der Hauptstadt von Ecuador. Für vieles liebe ich diese Stadt: Für ihre malerischen Ziegeldächer, ihre wundervollen Barockkirchen, die Ausblicke auf die schneebedeckten Andengipfel und die zuvorkommende Höflichkeit ihrer Bewohner. »Was darf es denn diesmal sein, die Kartoffelsuppe oder der Quinoasalat?«, begrüßt mich der Kellner meines Lieblingsrestaurants – und dann fühle ich mich fast schon wie zu Hause.

Quitos Altstadt mit der Basilica del Voto Nacional gehört zum UNESCO-Weltkulturerbe. Quito liegt in einem 2.850 Meter hohen Becken der Anden. Lima hingegen schaut in Richtung Pazifik und lebt mit dem Rücken zu den Bergen.

Quito atmet zugleich Vergangenheit und Moderne. Die Einwohnerzahl hat sich in den letzten 30 Jahren verdoppelt, auf mittlerweile 2,5 Millionen. Der Verkehr ist zu Stoßzeiten heftig, jeder Bürgermeister versucht, ihn mit neuen Vorschlägen zu bändigen, von Fahrradwegen bis zu Schnellbussen und neuerdings U-Bahn-Plänen. Trotzdem haben sich Quitos Bewohner die andine Gelassenheit bewahrt. Sie kaufen in winzigen, verstaubten Krämerläden des Zentrums die typischen Süßigkeiten aus Kokos und Karamell oder lesen auf den Bänken der Plaza de Armas vor dem Präsidentenpalast in der Mittagspause die Tageszeitung.

Im Mariscal-Viertel geht es quirliger zu. Es ist die Schnittstelle zwischen kolonialer Altstadt und dem neueren Geschäfts- und Regierungsviertel. Dort haben junge Designer Bars und Boutiquen eröffnet. Gerade »in«



sind die Schokoladen von »Pacari«. Das junge Ehepaar, das dahintersteckt, Santiago Peralta und Carla Barbota, gewinnt international Preise und achtet auf ökologischen Anbau und faire Arbeit. Am Wochenende feiern Scharen von Jugendlichen in Mariscal Partys bis früh in den Morgen. Viele kommen aus den ärmeren Außenbezirken. Am

teuersten und edelsten lebt man im tiefer gelegenen und daher klimatisch milderen Cumbaya. Dort haben sich die Schönen und Reichen Villen mit Pools in geschlossenen Vierteln errichtet und bleiben unter sich.



Am Wochenende gehe ich gern mit Freunden in den Bergen wandern. Die Landschaft mit ihren nebligen Wäldern, Bromelien und Moosen ist märchenhaft. Oder ich besuche die Thermalbäder von Papallacta. Es tut gut, die Seele baumeln zu lassen, im heißen Wasser zu

planschen und dabei die Kolibris zu beobachten, während sie an Hortensien naschen.

Der Malecón mit Blick auf den Pazifik ist einer der beliebtesten Treff- und Aussichtspunkte von Lima.

Ganz anders kommt Lima daher. Perus geschäftige Metropole riecht nach Meer. Als einzige südamerikanische Hauptstadt liegt Lima am Pazifik. Und doch ist Wasser ein Problem. Das Süßwasser stammt hauptsächlich aus dem Mantaro-Fluss, der 300 Kilometer entfernt in den Anden entspringt. 1,5 Millionen »Limeños« haben kein Trinkwasser, während die Parks teuer bewässert werden. »Der Kollaps ist für uns Limeños immer in Reichweite«, sagt der Soziologe Manuel Bernal. Mit neun Millionen Einwohnern ist Lima die größte Metropole der Andenländer, und auch die hektischste und lauteste. Viel zu schnell und planlos ist Lima gewachsen durch Landflucht und Bürgerkriegsflüchtlinge. Die Stadtverwaltung versucht, dem Chaos Herr zu werden. Auf unnötiges Hupen beispielsweise steht eine Geldbuße von umgerechnet 40 Euro. Voriges Jahr wurden deshalb 55.000 Knöllchen verteilt.

Lima hat die schönsten Museen der Region. Leider sind sie über die ganze Stadt verstreut. Ein Besuch der Sehenswürdigkeiten bedeutet daher immer ein Hüpfen von Oase zu Oase: vom Goldmuseum im bürgerlichen Viertel Surco zur kolonialen Plaza de Armas und ihren Häusern mit wundervoll geschnitzten Holzbalkonen, weiter zur pompösen Plaza San Martin, auf der die wichtigsten politischen Demos stattfinden, bis zum Wasserpark im Osten der Stadt mit seinem abendlichen



Nördlich von Quito befindet sich das Äquatormuseum Intiñan Solar. Dass vieles am »Breitengrad null« anders tickt, kann man hier lebensnah erfahren. Auf einem roten Strich, der den Äquator symbolisiert, haben die Betreiber eine Reihe von Experimenten aufgestellt, die spielerisch an die Coriolis-Kraft heranführen, welche auf unserer Erde die Drehrichtung der Winde und die Meeresströmungen beeinflusst. Zur Veranschaulichung stellen die Führer ein Wasserbecken mal links, mal rechts vom Äquator auf. Je nach Position fließt das Wasser dann mit einem rechts- oder linksdrehenden Strudel oder senkrecht ab.

Das war den früheren Bewohnern wohl schon vor 1.000 Jahren bekannt. Ein Gleitschirmflieger entdeckte auf dem benachbarten Gipfel des Catequilla Tempelruinen aus der Prä-Inkazeit (vor 1438), die genau auf dem Äquator errichtet wurden.

Um 240 Meter irrte sich hingegen Charles Marie de La Condamine, der 1736 als erster Europäer den Äquator bestimmte. An jenem Ort befindet sich heute das Monument »Mitad del Mundo«.

Lichtspektakel. Meine Lieblingsoase ist die Costanera, die hoch über dem Pazifik gelegene Strandpromenade im bürgerlichen Wohnviertel Miraflores. Morgens radeln und joggen hier die Sportfreaks, dann kommen die Hausfrauen zu Yogakursen, und am Nachmittag wimmelt es von Kleinkindern, die auf den Spielplätzen von Kindern in weißen Schürzen beaufsichtigt werden. Die Kinder sind fast immer hellhäutig, ihre Aufpasserinnen dunkel mit indigenen Zügen. Der Klassismus kommt in Peru auch mit Rassismus einher, mit Dienstboteneingängen und Personalaufzügen, wie die Regisseurin Claudia Llosa in ihrem preisgekrönten Drama »La teta asustada« (»Eine Perle Ewigkeit«) feinfühlig erzählt.

In der dritten Hauptstadt landet kein internationaler Flieger. Denn Sucre ist zwar verwaltungstechnisch die bolivianische Hauptstadt, aber Regierungssitz und damit Machtzentrum mit internationalem Flughafen ist La Paz. Der Anflug auf eine der höchstgelegenen Metropolen der Welt ist wahrhaft spektakulär: Zuerst taucht unter dem Flugzeugrumpf der tiefblaue Titicacasee auf, dann die schneebedeckte Königskordillere, gefolgt von den Zwiebelturmkirchen von El Alto, die der aus Bayern stammende Pfarrer Sebastian Obermaier dort errichtet hat. La Paz ist im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Die dünne Luft auf 4.000 Metern macht schwindlig. Glücklicherweise liegt das Stadtzentrum gut 400 Meter tiefer, und fast alle Hotels überreichen Neuankömmlingen zuerst eine Tasse heißen Kokatee, ein bewährtes Mittel gegen Höhenkrankheit. Mein erster Abstecher gilt immer den geschäftigen Gassen rund um den Hexenmarkt, in denen vom T-Shirt über die Bratpfanne bis hin zum Meerschweinchen einfach alles verkauft wird: lautstark, bunt und chaotisch.

La Paz mit ihren 800.000 Einwohnern erkundet man angesichts der viel zu vielen Autos in viel zu engen Straßen besser zu Fuß. Aber wegen der zahlreichen Hügel ist das auch anstrengend. Deshalb hat sich die Regierung etwas Originelles einfallen lassen: Seilbahnen als Nahverkehrsmittel. Sie verbinden schnell und umweltschonend El Alto mit La Paz – und damit auch zwei Welten. »Ich fahre zum allerersten Mal in die Südstadt«, erzählt die 32-jährige Verkäuferin Rocio Llata aus El Alto und bestaunt den Blick aus der Gondel auf elegante Villen. Ähnlich wie in Quito gilt auch in La Paz die Regel: Je tiefer, desto milder das Klima und desto wohlhabender die Bewohner. Die Seilbahnen haben beide Welten einander angenähert. ■

Sandra Weiss



Lesen im **Mondschein**



Lorenzo Ruiz mit seinen Schwestern bei einem Fest im heimatlichen Buena Vista, in der peruanischen Region Ayacucho.

Eines Nachts erlosch Lorenzos Öllampe. Er war damals 13 und verzweifelt, weil er die Hausaufgaben noch nicht fertig hatte. In Buena Vista, einem Bergdorf der Provinz Ayacucho, gab es weder Strom noch fließendes Wasser.

Lorenzo Ruiz gehört zur Ethnie der Quechua und entstammt einer Bauernfamilie. Sein Vater war eine Zeit lang Bürgermeister und sorgte dafür, dass seine fünf Kinder einen Schulabschluss machen konnten. Eineinhalb Stunden zu Fuß war Lorenzo in die Oberschule unterwegs. Jahrelang stand er um vier Uhr

früh auf und frühstückte Quinoa-Milchbrei. Seine Mitschüler machten sich über seinen indigenen Akzent lustig. Doch Lorenzo war ehrgeizig und gut. »Ich wollte aufsteigen, ein anderes Leben führen«, erzählt er. Mit Freunden bereitete er sich nach dem Abitur auf die Aufnahmeprüfung an der Universität vor – und schaffte den Zugang zur Fakultät für Kommunikationswissenschaften in der Provinzhauptstadt Huamanga. Er wohnte bei Verwandten, die Familie schickte ihm umgerechnet 80 Euro monatlich und einen Teil ihrer Ernte.

Doch die Diskriminierung verfolgte ihn. Eines Tages fand ihn der Priester Kiko Villarán weinend im Innenhof seiner Kirche. Er tröstete ihn und sorgte für den Wechsel auf eine Universität in Lima. »Mein Leben bekam wieder Sinn und ein Ziel.« 2015 schloss Lorenzo das Journalistikstudium ab, nun hat er einen Job als wissenschaftliche Hilfskraft. Dabei verdient er umgerechnet 530 Euro im Monat, ein typisches Mittelschichtgehalt. Davon zahlt der 29-Jährige die Miete von umgerechnet 280 Euro und bringt seine Ehefrau und das gemeinsame Baby durch. Das Leben in Lima ist teuer, in der Freizeit geht die Familie daher oft in öffentliche Parks. Kino und ein Restaurantbesuch sind die Ausnahme. »Wenn wir ausgehen, dann in ein chinesisches Chifa-Restaurant, da kostet ein Menü nur drei Euro pro Person.« In seiner Freizeit hilft Lorenzo anderen Studenten aus der Provinz, sich in Lima zurechtzufinden. Sein großer Traum ist es, zu promovieren, dafür legt er im Monat 25 Euro zurück. ■

Ramiro Escobar



Die Welt wird aufgeteilt



Quito, Plaza Grande, halb zwölf. Soldaten, die historische Waffenröcke tragen, zelebrieren die Wachablösung. Die Nationalhymne wird intoniert. Hunderte Ecuadorianer lauschen ergriffen, viele summen mit. Auch in Lima gehört dieses sorgfältig inszenierte Schauspiel zum Alltag; hier käme keiner auf die Idee, das angestaubt zu finden.

Denn in diesen Zeremonien lebt der Sieg über die spanische Kolonialmacht fort, auch wenn seitdem über 200 Jahre verstrichen sind. Der Stolz darauf stiftet Identität. Der Zusammenprall mit den »Entdeckern« im 15. Jahrhundert, als die Päpste Nikolaus V. und Alexander VI. fast die gesamte Erdkugel in die Machtbereiche Portugals (1455) und Spaniens (1493) aufteilten, war schlicht zu traumatisch, zu folgenreich für die heimische Bevölkerung, als dass man diesen Sieg nicht noch immer feiern dürfte.

15 Millionen der indianischen Bevölkerung wurden während der spanischen Eroberungskriege getötet. Gold und Silber flossen reichlich in die leeren Kassen des spanischen Reiches. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein finanzierte der 5.200 Meter hohe »Silberberg« Cerro Rico bei Potosí im heutigen Bolivien maßgeblich die wirtschaftliche Entwicklung des alten Europa. Acht Millionen Indianer starben einen grausamen Tod aufgrund der katastrophalen Arbeitsbedingungen in den dilettantisch angelegten Minen.

An der sozialen Hierarchie wurde im Lauf der Jahrhunderte nicht gerüttelt. Im späten 18. Jahrhundert bildete sich zwar eine kreolische spanischstämmige Bürgerschicht heraus, deren Vorfahren in die Kolonie ein-

Die aufwendig zelebrierte Wachablösung vor dem Regierungspalast mag ein Spektakel für ausländische Besucher sein – für die Andenländer bedeutet sie eine Versicherung ihrer Identität.



gewandert waren. Sie zogen aus Handel und Gewerbe ihre Gewinne und wollten die nahezu absolutistischen kolonialen Herrschaftsansprüche der Spanier nicht länger dulden. An den Lebensbedingungen der indianischen Bevölkerungsmehrheit änderte dies aber kaum etwas. Elendig diffamiert und ausgebeutet, bildete sie den sozialen Bodensatz.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts flackerten im gesamten Andenraum, ja in gesamt Lateinamerika Unabhängigkeitsbewegungen auf, die von aufgeschlossenen Bürgern getragen und von aufständischen Militärs umgesetzt wurden. Über zehn Jahre lang tobten die Kämpfe zwischen Spaniern und Rebellen. Schließlich, im Jahr 1821, war das Ende der Kolonialmacht besiegelt. Bolivien verewigt in seinem Namen denjenigen, der als der bedeutendste politische und militärische Strategie der Unabhängigkeitskriege gilt: Simón Bolívar.

Doch die Unabhängigkeit brachte auch Chaos. Die Länder waren durch die langen Kriege ausgeblutet. Der wirtschaftliche Reichtum hatte sich in Lima, damals auch Hauptstadt von »Alto Perú«, dem heutigen Bolivien, konzentriert. Die Aufständischen schlugen vor, Cusco als neue Hauptstadt auszurufen, und gewannen dadurch die Unterstützung der indigenen Bevölkerung. Die wurde den Kreolen allerdings unheimlich, als jene die Rückkehr zum Inkastaat propagierten. Politisch mussten sich die Länder erst finden. Konservative Haziendamentalität lag im Widerstreit mit dem Liberalismus des Handelsbürgertums, Föderalismus mit Zentralismus. Die Kämpfer des Unabhängigkeitskriegs erwarteten gesellschaftlichen Aufstieg. In Bolivien rang die »Gente bien«, die weiße Oberschicht, um ihren Elitestatus. Während Ecuador sein Einkommen hauptsächlich aus landwirtschaftlichen Produkten (z.B. Kakao) und Webereien bezog, wurden in Peru und Bolivien über Jahrhunderte hinweg wertvolle Erze abgebaut und exportiert. In beiden Ländern entstand dadurch ein Minenproletariat.

Simón Bolívar träumte den Traum eines geeinten Großkolumbien, das Peru, Ecuador, Bolivien, Kolumbien und Venezuela zusammenschließen sollte. Doch die Wirklichkeit ließ dafür keinen Raum. Regierung wechselte auf Regierung, Militärputsche und Diktaturen bestimmten die Geschicke der drei Länder bis ins 20. Jahrhundert. ■ Teresa Cabrero Ginés

Alexander von Humboldt

Die Welt ist in Aufruhr. Die Französische Revolution von 1789 hat die politische Landkarte verändert. In Mannheim schreibt Friedrich Schiller »Die Räuber«. In Berlin begründet Wilhelm von Humboldt das neue Bildungsideal des mündigen Menschen. Der junge Simón Bolívar aus Caracas wird 1804 Zeuge der Inthronisation Napoleons. Im Jahr 1799 bricht Wilhelms Bruder, Alexander von Humboldt, zu Forschungsreisen nach Lateinamerika auf. Er ist Universalgelehrter: Anthropologe, Vulkanologe, Geologe und vor allem Botaniker. Gemeinsam mit seinem Freund und Zeichner Aimé Bonpland besteigt er den Chimborazo in Ecuador, der damals als der höchste Berg der Welt galt. Er entdeckt die »Avenida der Vulkanen«, beschreibt die Klimazonen »tierra fría«, »tierra caliente« und »tierra temblada« sowie die andine Hochgebirgslandschaft des Páramo. Seine profunde Liebe zu den Menschen lässt ihn die Sklaverei der damaligen Kolonialgesellschaften scharf verurteilen. So wurde ihm ein Lob zuteil, das bis heute mit viel Zuneigung immer wieder ausgesprochen wird: Als »wahren Entdecker Lateinamerikas« hat ihn Simón Bolívar, der »Libertador«, der Befreier des Subkontinents, bezeichnet.



Das bolivianische Wunder



Indigene waren lange diskriminiert, sind unter Präsident Evo Morales aber zur tragenden Stütze der Politik geworden.

Seit zwölf Jahren geht es für uns bergauf, jedenfalls wirtschaftlich – selbst als 2015 unsere Nachbarn in Südamerika in die Rezession rutschten. Unsere Wirtschaft ist wenig diversifiziert und kaum vernetzt mit internationalen Märkten, wächst aber in ihrer Isolation dynamisch. Weil das nicht den gängigen liberalen Rezepten entspricht, sprechen Ökonomen vom »bolivianischen Wunder«. Sie haben auch schon eine Erklärung parat: die anhaltend hohe Nachfrage Chinas nach unseren Rohstoffen. Und die politische Stabilität, die uns helfe, unser wirtschaftliches Potenzial zu entfalten. Seit zwölf Jahren haben wir denselben Präsidenten, Evo Morales, das ist historischer Rekord. Davon abgesehen ist er auch der erste Indigene, der unserem Land vorsteht. Bislang ist keine Änderung in Sicht. Seine Popularität und seine Kontrolle über die Justiz haben ihm 2007 geholfen, die Verfassung zu ändern und sich zweimal wiederwählen zu lassen.

Sein Erfolgsrezept beruht auf zwei Pfeilern: zum einen auf der Verstaatlichung der Gasindustrie, des wichtigsten Exportzweigs, was seit seinem Amtsantritt 100 Milliarden US-Dollar in die Staatskasse gespült hat. Zum anderen auf dem Ersetzen der herrschenden liberalen Elite durch indigen geprägte Gewerkschafter und Aktivisten. In ihnen sieht sich die Wählerschaft eher repräsentiert und dankt es mit Treue an den Wahlurnen.



Erythroxylum coca

heißt der Strauch mit den länglichen Blättern, der am Ostabhang der Anden wächst. Die Inka verehrten ihn als heilig und schätzten seine medizinische Wirkung. Seine Blätter unterdrücken Hunger und Müdigkeit und verbessern die Sauerstoffaufnahme. 1859 gelang es dem deutschen Chemiker Albert Niemann, Kokain zu isolieren und als Schmerzmittel zu nutzen. Es wurde im 20. Jahrhundert zu einer verbreiteten Droge.

1914 verboten die USA Kokain wegen seines Suchtpotenzials. In den 70er Jahren militarisierte die US-Regierung weltweit den Kampf gegen den Drogenhandel. 2014 erklärte die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) den Drogenkrieg für gescheitert: Die Zahl der Abhängigen sei nie gesunken, während Korruption und Gewalt die Anbauländer destabilisierten.

In den Andenländern ist der Kokaanbau auf einer begrenzten Fläche legal, ebenso wie der traditionelle Konsum. In den Geschäften gibt es Kokatees, -mehl oder -Zahnpasta. Bolivien strebt international eine Legalisierung des Kokablatts an.

Unter Morales hat in Bolivien eine historische Zäsur stattgefunden,

hin zu einer nationalistisch und indigen geprägten Entwicklungsstrategie. Morales knüpft damit an die bolivianische Revolution von 1952 an, die stark staatskapitalistische Züge trug und beispielsweise eine erste Bodenreform und das Wahlrecht für indigene Bauern durchsetzte, was damals revolutionär war.

Unter Morales gingen Armut und Ungleichheit zurück.

Bolivien wurde zu einem Land mit mittlerem Einkommen, in dem 36 Prozent der Bevölkerung der Mittelschicht angehören. In den letzten drei Jahren wirkt sich jedoch auch bei uns der Rückgang der Rohstoffpreise aus. Die Staatseinnahmen und damit die Transferleistungen für die sozial Schwachen sinken. Manche fallen wieder in die Armut zurück. Kritiker führen an, dass Morales viel Geld in Infrastruktur, Sozialhilfe und Werbung für sich stecke, anstatt Bildung, Gesundheit und Justiz zu verbessern, deren Qualitätsstandards zu den schlechtesten des Kontinents gehören. Nur 20 Prozent der Bolivianer haben beispielsweise eine Krankenversicherung, 70 Prozent der Gefängnisinsassen sind in U-Haft und warten zum Teil seit Jahren auf ein Urteil.

»**Was uns aber besonders spaltet**, ist der Wunsch des Präsidenten, sich entgegen den Bestimmungen unserer Verfassung unbegrenzt wiederwählen zu lassen«, sagt der Soziologe Henry Oporto. 2016 versuchte Morales per Plebiszit, die Beschränkung der Amtszeit abzuschaffen, um sich zum vierten Mal für die Präsidentschaftswahl aufstellen zu lassen. Das wurde aber mit knapper Mehrheit abgelehnt. Viele Faktoren spielten dabei eine Rolle: Morales' übersteigerter Personenkult, die zunehmende Korruption und fehlender Spielraum für alternative politische Konzepte, was vor allem die urbane Mittelschicht vor den Kopf stößt. Unter Umgehung des Volkswillens rief Morales daraufhin das Verfassungsgericht an, das seinen Anwälten recht gab. Die hatten erklärt, in internationalen Konventionen seien die Gründe aufgeführt, warum ein Bürger nicht gewählt werden dürfe. Die Tatsache, bereits zwei Legislaturperioden im Amt gewesen zu sein, gehöre nicht dazu. Somit wird Bolivien 2019 erneut vor der Wahl stehen, ob es von Morales regiert werden will.

Die Opposition hält schon die Kandidatur für illegal

und fürchtet, dass es zu Wahlbetrug kommen könnte. Entsprechend angespannt ist die Situation. Andererseits hat es die zerstrittene Opposition in all den Jahren nicht geschafft, einen überzeugenden Gegenkandidaten mit zugkräftigem Programm aufzubauen. ■

Fernando Molina







Mit allen **Sinnen**

Sie herrschen über Früchte, Käse und Gemüse, über Fisch und Heilkräuter, und natürlich über die Restaurants. Ab und zu findet man in der Fleisch- oder Alkoholabteilung einen Mann, aber unsere andinen Märkte sind vor allem eine Domäne der Frauen. »Caseras« werden sie genannt, und sie sind so berühmt, dass es sogar Theaterstücke wie »Las Marujitas« und Fernsehserien über sie gibt. Sie gelten als charakterstark, mutig und direkt. Sie feilschen ungern. Wer Stammkunde oder ihnen sympathisch ist, darf aber auf eine »yapa« hoffen, eine kleine Zugabe als Beweis der Wertschätzung. Die Caseras sind ein Beispiel für die wichtige Rolle der Frau in unserer Geschichte und Kultur, angefangen bei Manuela Sáenz, der Geliebten und Vertrauten des Befreiungshelden Simón Bolívar.

»Frische Guaven!«, ruft die Casera am Obststand und hält mir eine betörend duftende, frisch aufgeschnittene Frucht unter die Nase. Wer kann da schon Nein sagen? Ich bleibe stehen und lausche dem Schwatz der Marktfrauen. Die Märkte sind bis heute ein wichtiger sozialer Treffpunkt geblieben, auf dem man den neuesten Klatsch erfährt, alte Freunde wieder trifft und auf dem Laufenden bleibt. Und nirgendwo sind Obst und Gemüse frischer und günstiger als hier. Deshalb trotzen sie selbst in der Hauptstadt Quito den modernen Supermärkten.

Mein Lieblingsmarkt Iñaquito liegt im Viertel Carolina, zwischen Banken und Regierungshochhäusern. Eine Oase aus Farben und Gerüchen. Hier bekomme ich alles, was ich für den Wocheneinkauf brauche. Von andinen Knollen wie Mashua und Oca über die vielen Kartoffelvarianten bis zu den seltenen Zutaten asiatischer oder veganer Gerichte. Und natürlich finde ich hier auch das schwarze Erdnusssalz, das ich für die Zubereitung von Gerichten der Küstenregion Manabí brauche. Oder exotische Früchte wie Granatäpfel, andine Kapstachelbeeren oder Chirimoyas. Berühmt ist Iñaquito aber vor allem für seine Fische und Meeresfrüchte. Besonders samstags und sonntags sucht hier deshalb auch die Oberschicht nach Muscheln, Langusten oder lebenden Mangrovenkrebse, deren Zubereitung Stunden dauert.

Wie es sich für einen andinen Markt gehört, kann man hier auch essen. Meine Lieblingsspeise ist »hornado«, gegrilltes Schwein mit knuspriger Haut, begleitet von Kartoffeltortilla und Avocado. Den besten macht Laura Almachi. Trotz ihrer bald 80 Jahre führt sie noch immer ihr kleines Restaurant, das ihr die Ausbildung ihrer sieben Kinder ermöglicht hat. »Du siehst schlecht aus, komm iss erst mal was Ordentliches«, begrüßt sie mich immer. Worauf ich mich liebend gern einlasse. Das teuerste ihrer leckeren Gerichte kostet gerade mal fünf US-Dollar.

Wer noch mehr für sein Wohlergehen tun möchte, muss unbedingt bei den Kräuterfrauen vorbeischaun. Sie haben für jedes Leiden das ideale Heilmittel. Ein Bad in süßem Basilikum sorgt für Wohlstand und Blüte, Brennesseln besänftigen nervöse Gemüter, die Blätter des Boldo, mit heißem Wasser aufgeköcht, sind gut gegen Fettleber, und der Tee aus Paraguay wärmt von innen heraus. ■

Manuela Botero



Im ewigen **Strudel**



Nur ein Jahr und sieben Monate dauerte die Präsidentschaft von Pedro Pablo Kuczynski in Peru. Am 21. März 2018 trat der liberale Staatschef nach monatelangem Tauziehen mit Kongress und Justiz wegen Korruptionsvorwürfen zurück und wurde durch seinen Vizepräsidenten Martin Vizcarra ersetzt. Hinter seiner Absetzung steckt ein Name, der die jüngste Geschichte Perus geprägt hat: Fujimori. Die Geschwister Kenji und Keiko Fujimori – der eine Abgeordneter, die andere bei der Präsidentschaftswahl Kuczynski nur knapp unterlegen – hatten die Amtsenthebung des Staatschefs betrieben und hätten beinahe eine ausreichende Mehrheit im Kongress bekommen. Kuczynski versuchte, dagegenzuhalten, begnadigte sogar den Vater der beiden, Ex-Präsident Alberto Fujimori, der wegen Korruption und Menschenrechtsverletzungen während seiner Amtszeit (1990–2000) im Gefängnis saß. Doch es half nichts. Als ein Video publik wurde, in dem Kuczynski offenbar Kongressabgeordneten Haushaltsmittel für ihre Wahlkreise versprach, wenn sie für ihn stimmten, hatte er dem öffentlichen Entrüstungsturm nichts mehr entgegenzusetzen.

Machtkämpfe, Krisen, Ränkespiele, Korruption – um diese Konstanten kreist Perus Politik im letzten halben Jahrhundert. In den 80er Jahren stürzten eine Schuldenkrise, Hyperinflation und die maoistische Guerrilla Leuchtender Pfad Peru in einen blutigen Krieg. Vor diesem Hintergrund kam 1990 der politisch unerfahrene Ingenieur

Perus Präsident Martín Vizcarra ist ein parteiloser Ingenieur. Weil er als Gouverneur seiner Heimatprovinz Moquegua erfolgreich war, machte ihn Kuczynski 2016 zu seinem Vize. Als dieser stürzte, beerbte ihn Vizcarra.



Umstrittene Erinnerung

Der Blick von den Klippen Limas auf den Pazifik ist atemberaubend, der Bau preisgekrönt, und die interaktive Dauerausstellung gehört zum Besten, was Perus Museumswelt zu bieten hat. Dennoch reißt die Debatte um das 2015 eingeweihte Bürgerkriegsmuseum – offizieller Name: »Ort der Erinnerung« (LUM) – nicht ab. Entstanden ist das LUM nach einer Empfehlung der Wahrheitskommission und durch internationalen Druck. Vor allem aus Deutschland kam Unterstützung. Doch die peruanische Elite blockierte das Vorhaben.

Der Bericht der Wahrheitskommission, wonach staatliche und parastaatliche Sicherheitskräfte für fast die Hälfte der Gräueltaten von 1980 bis 2000 verantwortlich waren, stößt auf die Ablehnung des Militärs und vieler Politiker. Sie halten sich bis heute für heldenhafte »Bezwinger des Terrorismus«. »Für eine richtige Versöhnung fehlt uns noch eine Bitte aller Akteure um Vergebung und ein klares »nie wieder«, sagt Ex-Museumsdirektor Diego Garcia Sayan.

Alberto Fujimori an die Macht. Mit harter Hand griff er gegen den Leuchtenden Pfad durch und verstärkte die staatliche Präsenz in den abgelegenen Regionen. Gleichzeitig verletzte er mit seinen Todeschwadronen aber die Verfassung und Gesetze, löste widerrechtlich den Kongress auf und erhob die Korruption zum Regierungsprinzip. Nach seiner zweiten Wiederwahl im Jahr 2000 stürzte auch er über Videos, die seinen Geheimdienstchef Vladimiro Montesinos bei der Übergabe von Bestechungsgeldern an Abgeordnete, Wirtschaftsbosse und Chefredakteure zeigten. Sowohl Montesinos als auch Fujimori flüchteten, wurden dann aber im Ausland gefasst, ausgeliefert und von peruanischen Gerichten zu langjährigen Haftstrafen verurteilt.

Fujimori hatte zwar die Hyperinflation eingedämmt, die Guerrilla weitgehend entschärft und auf dem Land zahlreiche Straßen und Schulen gebaut. Der wirtschaftliche Aufschwung und die Investitionen kamen aber erst mit den darauf folgenden demokratischen Regierungen. Präsidenten unterschiedlicher politischer Couleur behielten im Grunde alle dasselbe marktwirtschaftliche Modell Fujimoris bei: Erleichterungen für Investitionen, Freihandelsverträge, Privatisierungen, Autonomie der Zentralbank. Der Bergbau wurde zum Motor der Wirtschaft, die um durchschnittlich vier Prozent jährlich wuchs. Die Armut ging um 50 Prozent zurück.

Doch diese Politik hatte ihre Schwächen. Das Land hing hauptsächlich vom Bergbau und damit von internationalen Rohstoffmärkten ab, und in der Bevölkerung, besonders bei Bauern und Indigenen, regte sich Widerstand gegen den Ausverkauf der Bodenschätze und die damit verbundene Umweltverschmutzung. Höhepunkt der Konflikte war 2009 das Massaker von Bagua im Regenwald. Dort schlug die Polizei eine Protestbewegung gewaltsam nieder, 33 Menschen starben. Parallel dazu stieg die Kriminalitätsrate, angefeuert vom Drogenhandel. Im Tiefland leben Tausende Familien vom Anbau des Kokablatts, das zu Kokain verarbeitet und über Häfen oder in Kleinflugzeugen außer Landes geschmuggelt wird. Die Politiker haben keine Strategie und hangeln sich im Tagesgeschäft von einer Krise zur nächsten. Zwischen 2001 und 2016 hatte Peru 21 verschiedene Innenminister, und gegen fast alle Ex-Präsidenten laufen Korruptionsermittlungen. Dass die Politik keine Antworten findet, führt zum Zerfall des Parteiensystems. Seit Fujimori gibt es nur noch ad hoc auf eine charismatische Person zugeschnittene Wahlvereine. Programmatik oder langfristige Planung sind Fehlanzeigen. ■ **Ramiro Escobar**



Der große Kater

Ecuador ist ein paradoxes Land. Manchmal ist es erstaunlich fortschrittlich. Frauen erkämpften sich das Wahlrecht schon 1929, 15 Jahre vor Frankreich. Nach einer Militärdiktatur in den 1970er Jahren war Ecuador in Lateinamerika Vorreiter bei der Redemokratisierung. Und doch kam das Land eigentlich nur dann einigermaßen zur Ruhe, wenn seine Landwirtschafts- und Rohstoffexporte – seit 1972 vor allem Erdöl – boomten. Nach einem Jahrzehnt andauernder Krisen, die 2000 im Ersatz der eigenen Währung durch den US-Dollar gipfelten, versprach der linke Ökonom Rafael Correa, technokratische Modernisierung sozial und umweltverträglich zu gestalten, Auslandsschulden abzubauen und Korruption zu bekämpfen. Sein Versprechen, die alten Eliten hinwegzufegen und für die große Mehrheit zu regieren, brachte ihn 2007 an die Macht.



Lenin Moreno ist seit 2017 Ecuadors erster Präsident im Rollstuhl. Er gilt als moderater Reformier.

Kurzerhand ließ er den mit ihm frisch gewählten Kongress absetzen und gewann mit seiner linken Sammlungsbewegung Alianza PAIS (AP) klar die Wahlen zu einer neuen, verfassungsgebenden Nationalversammlung. Besondere Aufmerksamkeit fand international sein Vorschlag, auf Förderung großer Ölvorkommen im östlichen Teil des Yasuni-Nationalparks zu verzichten und dafür einen internationalen Kompensationsfonds einzurichten, sowie die Verankerung der »Rechte der Natur« in der neuen Verfassung, die Ende 2008 in Kraft trat. Durch die Verfassung sowie einen knappen Sieg in einer Volksabstimmung 2011 bündelte Correa die Staatsmacht in seiner Hand, inklusive der Justiz. Ende 2008 weigerte er sich, 3,2 Milliarden US-Dollar für international verkaufte Staatsanleihen zurückzuzahlen, obwohl Ecuador damals eine durchaus finanzierbare Schuldenquote von nur 21 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) trug. Erdölfirmen trotzte er eine Erhöhung der Steuern und Lizenzgebühren ab, gewann aber den Ruf eines Investitionsfeinds, und für seine zahlreichen Pläne, wie das Wiederbeleben der Eisenbahn, reichte selbst der Höhenflug des Erdölpreises nicht. Bald trat China als Ersatz für ausbleibende Investoren auf. Damit konnte Correa aus dem Vollen schöpfen. Der sozialis-



Ecuadors Verfassung von 2008 sollte den Aufbruch ins »Gute Leben« (»Buen Vivir« bzw. »Sumaq Kawsay« auf Quichua) zementieren. In mehr als 400 Paragraphen wurde der »Rechtsstaat« zum »Rechte-Staat«, inklusive der Rechte der Natur (Art. 71–74). Die Natur habe das Recht auf unversehrte Existenz. Zur Kritik, ein Baum werde wohl kaum selber klagen können, liefert Art. 72 folgende Antwort: »Jede Person, Gemeinde, Stadt oder Ethnie kann von Behörden die Erfüllung der Naturrechte verlangen. Zur Anwendung und Auslegung dieser Rechte werden die in der Verfassung festgelegten Grundsätze beachtet.«

Dafür gab es internationale Anerkennung, aber in der Praxis behindern Ausnahmeregeln die Verwirklichung. Vor Gericht kamen die Naturrechte bisher nur einmal zur Geltung, und zwar durch die Klage der Bergbauaufsichtsbehörde gegen eine Mine. Klagen von Bürgern, z.B. gegen Erdölförderung, wurden nicht zugelassen. Noch hat die Subventionierung von Benzin und Diesel Vorrang vor dem Umweltschutz.

tische Staat profilierte sich mit neuen Krankenhäusern, Staudämmen sowie verbreiterten Straßen und frisch renovierten Schulen. Die Sozialhilfe stieg, und Lenin Moreno, der Vizepräsident im Rollstuhl, bemühte sich um Behinderte.

Correa untermauerte seinen Regierungsanspruch in einer samstäglichen Propagandaveranstaltung voller Häme über angeblich inkompetente und korrupte vorherige Regierungen. Zunächst funktionierte die staatliche Beeinflussung, und Correa genoss während seiner Regierungszeit die Unterstützung von zwei Dritteln der Ecuadorianer. Durch die starke Erhöhung der Staatsausgaben ging die Armut zurück. Auf Kritik reagierte der Präsident verständnislos und unwirsch. Inmitten zahlreicher Korruptionsaffären und Proteste der Indigenen gegen Ölförderung und Bergbau wandten sich Leser und Zuschauer den kritischen Privatmedien zu, und das Militär ließ sich nicht unterwerfen. Als Correa den Plan zum Schutz des Yasuni-Nationalparks aufgrund fehlender Gelder für gescheitert erklärte und mit der Erdölförderung im Yasuni beginnen wollte, regte sich breiter Protest. Doch Verfassungsgericht und Wahlbehörde lehnten 2015 den Versuch einer Volksabstimmung gegen die Ölförderung ab. Dasselbe geschah, als Correa seine Parlamentsmehrheit nutzte, um die Begrenzung der Amtszeit abzuschaffen.

Doch seit dem Kollaps des Erdölpreises im Jahr 2014 war Correa angezählt.

Die Folgen des Erdbebens 2016 setzten die Wirtschaft weiter unter Druck, während die schnelle solidarische Nothilfe aus der Mitte der Gesellschaft den behäbigen Staat abhängte. Die Situation realistisch einschätzend, verzichtete Correa auf eine abermalige Präsidentschaftskandidatur. Schließlich hatte er in Moreno und seinem ehemaligen Vize, Jorge Glas, ein zuverlässiges Kandidatengespann, so schien es. Die Wahlen ergaben offiziell einen knappen Sieg für die AP, inklusive absoluter Mehrheit im Kongress.

Aber Moreno entpuppte sich nicht als Politiker von Correas Gnaden. Wo Correa spaltete, sucht Moreno den Dialog. Er ließ die Justiz walten, die mit ausländischer Amtshilfe prompt seinen eigenen Vizepräsidenten Glas wegen Korruption zu sechs Jahren Haft verurteilte. Correas Seilschaften verpuffen. Seit Morenos Amtseinführung durchzieht das Gefühl der Freiheit wieder die Gesellschaft. Die wirtschaftliche Erneuerung und ein aufgeblähter Staatsapparat bleiben allerdings große Baustellen, die viele Ecuadorianer sorgenvoll in die Zukunft blicken lassen. ■

Stephan Küffner



Indigene Vielfalt

»Wie schwer ist es, ein Indio zu sein.« Der Stoßseufzer Quintinos kommt von Herzen. Er ist ein Aymara aus Bolivien und gehörte damit lange zur indigenen Mehrheit, die ein Dasein unter der Armutsgrenze fristete. Das änderte sich 2006 unter dem ersten indigenen Präsidenten Evo Morales.



Quechua und Aymara, die bislang vor allem im informellen Handel (einschließlich Schmuggel) und der Landwirtschaft (einschließlich Kokaanbau) tätig waren, konnten fortan als Parlamentarier und Funktionäre gewählt werden und stiegen damit in der sozialen Hierarchie auf. Es war ein Prozess, der sich auf alle Bereiche der Gesellschaft auswirkte: 2018 bekam Bolivien sogar seinen ersten indigenen Kardinal, Toribio Ticona. Weniger Beachtung fanden die nicht so gut organisierten und sehr verstreut lebenden Tieflandindigenen, allen voran die rund 58.000 Guarani.

Indigene Traditionen und moderne Technologien schließen sich für diese Guarani-Indigenen aus dem Tiefland von Bolivien nicht aus.

Taxiunternehmer Quintino hingegen hat unter Morales den Aufstieg in die Mittelschicht geschafft. Aber es ist weniger das Geld, das den 60-Jährigen umtreibt, als vielmehr die Kultur. Er träumt von der Wiedergeburt des »Pachacuti«, der Blüte der indigenen Hochkulturen, ihrer Sprachen und Gebräuche – und wohnt stattdessen einer seltsamen Vermischung bei. Kopfschüttelnd erlebt er, wie seine Stammesbrüder Heavy Metal und Reggaeton hören und Jeans tragen. Ein für ihn merkwürdiges Prestigeobjekt sind auch die bis nach Peru verbreiteten »cholets«, eine Mischung aus Schweizer Begriff Chalet mit »cholo« (abschätzig für Indigene): pompöse, bunte Häuser mit Säulen und verspiegelten Fensterscheiben, mit dem die neureichen Indigenen einen eigenen Baustil geprägt haben.



Die Andenländer sind seit der spanischen Eroberung im 16. Jahrhundert eine Agglomeration verschiedener Ethnien, die in bestimmte Kategorien eingeteilt wurden. Die Zugehörigkeit implizierte dabei immer auch eine rassistisch motivierte Klassenzugehörigkeit.

Als Weiße oder Kreolen werden bis heute Nachfahren europäischer Einwanderer bezeichnet, Schwarze sind die Nachfahren der verschleppten afrikanischen Sklaven, Indigene Angehörige der ursprünglichen einheimischen Bevölkerung, und Mestizen sind Mischlinge. Heute verschwimmen die Grenzen zusehends, und jeder kann sich in den Volksbefragungen selbst einer dieser Gruppen zuordnen.

Auch in Ecuador bildeten sich ab den 90er Jahren indigene Bewegungen, deren Mobilisierungskraft von den Regierungen gefürchtet war. Unter Rafael Correa stellte die 1996 gegründete indigene Partei Pachakutik Abgeordnete und sogar Minister. Schlüsselthemen waren das Recht auf ihr angestammtes Land und die dort liegenden Bodenschätze, das Recht auf ihre Kultur und auf Selbstbestimmung. In dem Emanzipationsprozess geholfen haben internationale Konventionen wie die der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) und die UN-Erklärung über die Rechte indigener Völker.

In Peru hingegen blieben die Indigenen ohne politische Parteien.

»Wir waren das letzte Land der Region, das von Spanien unabhängig wurde, und haben das rassistische koloniale Gesellschaftsmodell mental beibehalten«, sagt der ehemalige Minister Diego García Sayan. Im Zensus 2018 wurde ihnen erstmals zugestanden, sich selbst als Indigene zu definieren – vorher wurden sie aufgrund ihrer Muttersprache automatisch zugeordnet. Traumatisch für Perus Indigene war die Diktatur von Alberto Fujimori, die 1993 den Kollektivbesitz von indigenem Land aufhob, der den traditionellen Produktionssystemen der »Indígenas« entsprach. Viele verkauften ihre winzigen Parzellen und zogen in die Armutsgürtel der Stadt. Auch die späteren demokratischen Regierungen machten dies nicht rückgängig, denn dann wäre es schwieriger geworden, Konzessionen an Bergbau- und Erdölkonzerne zu vergeben.

Den Indigenen verdanken die Andenländer vieles: den Quechua die scharfe Würze im Essen, den Guaraní den bitteren Matete und den Aymara Worte wie »camanchaco« für den an Perus Pazifikküste typischen Küstennebel – und ihnen allen zusammen die Philosophie von »Sumak Kawsay«, dem guten Leben im Einklang mit der Natur. Erst seit Kurzem wird ihr kultureller Beitrag auch gewürdigt: Es gibt in Ecuador, Peru und Bolivien zweisprachige Bildung, Präsidenten kommen heute zu den Festen der Indigenen, wie dem Sonnwendfest »Inti Raymi«. Auch rechtlich gibt es Fortschritte: In den Verfassungen Ecuadors und Boliviens haben indigene Völker ein Recht auf Autonomie und eigene Rechtsprechung. Sie erkämpfen sich Landtitel und verhandeln mit ausländischen Erdölkonzernen über Entschädigungen für Förderkonzessionen. Doch in der Praxis stoßen diese Rechte oft an ihre Grenzen, insbesondere weil die Regierenden das Wirtschaftsmodell beibehalten haben, das auf einer Ausbeutung der Bodenschätze basiert. Konflikte zwischen dem Staat und indigenen Gemeinden sind deshalb weiterhin an der Tagesordnung. ■ *Jorge Cuba/Sandra Weiss*



Ressourcenfluch




Kaum ein Ort versinnbildlicht das Wirtschaftssystem der Anden mehr als der Silberberg der bolivianischen Stadt Potosí. Dessen Ausbeutung seit dem 16. Jahrhundert hatte unterschiedliche Auswirkungen: Spanien wurde reich, der Zufluss an Silber bescherte ganz Europa und sogar China Inflation. Potosí wurde innerhalb weniger Jahrzehnte zu einer der größten Städte der Welt. Doch die Kehrseite war die Ausbeutung der Arbeiter unter sklavenähnlichen Verhältnissen. Bis heute lastet der »Ressourcenfluch« auf den andinen Volkswirtschaften.

Der Traum vom »Eldorado« hat sich als Prinzip bis in die Gegenwart fortgesetzt. Im 19. Jahrhundert hießen die Exportprodukte Kakao (Ecuador), Guano (Peru) oder Zinn (Bolivien). Durch sie wurden die Länder nach der Unabhängigkeit von Spanien in das Welthandelssystem integriert. Nach und nach kamen andere Güter wie Kautschuk, Bananen, Rohöl oder Erdgas hinzu. Als Ecuador in den frühen 1970er Jahren zum Erdölexporteur wurde, ließ die Militärregierung das erste

Fass stolz durch Quitos Straßen paradiere. Voller Freude über den bevorstehenden Reichtum beschmierten sich einige mit dem giftigen Stoff das Gesicht. In jüngster Zeit boomten wieder Edelmetalle, wovon vor allem Peru profitiert hat. Heute träumt Bolivien davon, dank seiner Lithiumvorkommen zu einem Saudi-Arabien der Elektrofahrzeugindustrie zu werden. Die Exportabhängigkeit hat auch einen eigenen »Schattensektor« hervorgebracht: Der von den USA ausgerufene »Krieg gegen Drogen« hat illegalen Kokaanbau in Bolivien und Peru äußerst profitabel gemacht.

In dieser auf der Ausbeutung von Naturressourcen basierenden Ökonomie spielt Gewalt nach wie vor eine Rolle. Konflikte gibt es nicht nur zwischen rivalisierenden Drogenbanden oder zwischen dem Staat und den Drogenkartellen. Gegen Ölindustrie und Bergbau protestieren Indigene und Umweltschützer: Raubbau, vor allem durch illegale Goldschürfer, verursacht enorme Schäden. Die Entwaldung schreitet voran, ob durch Anbau von Soja in Bolivien oder Ölpalmen in Ecuador. Der peruanische Ort La Oroya gilt wegen jahrzehntelanger unsachgemäßer Verhüttung als einer der am meisten verschmutzten Orte der Welt. Im Nordosten von Ecuador hat die Ölförderung zur Abholzung und gleichzeitiger Vergiftung von Gewässern geführt, eine Altlast,



die seit Jahren Gegenstand von Gerichtsverfahren ist. Die staatliche Kontrolle der Ressourcen, von der Vergabe von Konzessionen bis zu Umweltauflagen, ging immer auch einher mit Korruption.

Natürlich haben Bodenschätze auch zur wirtschaftlichen Entwicklung beigetragen. Gesamtwirtschaftlich gesehen hängt an Rohstoffexporten vor allem die Möglichkeit der Staaten, Auslandsschulden in Devisen zurückzuzahlen. Der Traum vom schnellen Reichtum hat sich aber nur für wenige erfüllt, meist Politiker, von denen inzwischen etliche zu Gefängnisstrafen wegen Korruption verurteilt worden sind. Durch technische Modernisierung im Bergbau und in der Ölindustrie wurden zwar Fortschritte beim Umweltschutz erzielt. Beide Sektoren beschäftigen aber nur wenig Arbeitskräfte, sodass von ihnen das Problem der hohen Unterbeschäftigung nicht gelöst werden kann.

Die verarbeitende Industrie spielt eine untergeordnete Rolle: Viele flüchten sich daher in den oft informellen Handel. Diese Wirtschaftsstruktur bleibt langfristig unbefriedigend. Dennoch haben es die drei Länder in den letzten Jahrzehnten geschafft, wirtschaftliche Krisen zu meistern und den Lebensstandard so weit zu erhöhen, dass sie laut Weltbank als Staaten »hohen mittleren Einkommens« gelten; Ecuador und Peru sind dem UNESCO-Index der menschlichen Entwicklung zufolge vergleichbar mit Bulgarien oder China. Längerfristig wird wichtig, wie sie der »Falle des mittleren Einkommens« entkommen, denn durch steigende Löhne und wenig differenzierte Exporte drohen sie, Konkurrenzfähigkeit zu verlieren und den Anschluss an Industrieländer doch nicht zu erreichen. ■

Stephan Küffner

Boomtowns

Während Lima auch Perus wirtschaftliches Zentrum geblieben ist, haben sich in Bolivien und Ecuador die Unternehmer fernab der zentralstaatlichen Bürokratien ihre Boomtowns geschaffen: Guayaquil in Ecuador und Santa Cruz im Osten Boliviens. Sie erinnern mit ihren breiten Avenidas und den glitzernden Hochhäusern an Miami oder Hongkong – und das ist durchaus gewollt, orientieren sich die Geschäftseliten doch am Export. In Santa Cruz, wo die Elite mit dem Sojaanbau zu Reichtum kam, sind die Statussymbole etwas »rustikaler« als in Guayaquil: dicke Pick-ups und üppige samstägliche Grillfeiern.

Englisch hört man in beiden Städten häufiger als indigene Sprachen, die Manager zeigen stolz ihre Abschlüsse an US-Universitäten vor. Fast immer regieren hier konservative oder liberale Bürgermeister, die gern in den Bau neuer Immobilien oder Verkehrsachsen investieren. Ab und zu kommt das aber auch der Bevölkerung zugute, etwa an der modernisierten Strandpromenade von Guayaquil, die früher als gefährliche Gegend verschrien war.



Tischlein, **deck dich!**

Grüne Landschaften in der Weite mächtiger Gebirgsketten verbinden sich mit einem Himmel, an dem weiße Wolken ihre Schatten auf die Berghänge werfen. Wir sind auf dem Weg zu »Indígena«-Gemeinden im bolivianischen Hochland von Potosí mit Mitarbeitern der Organisation zur Rechtsberatung und Sozialforschung (ISALP).



Mit Sozialausgaben von 300 US-Dollar pro Kopf gehört Bolivien regional zu den Schlusslichtern laut der UN-Wirtschaftskommission für Lateinamerika (CEPAL). Zwei Drittel der staatlichen Investitionen Boliviens fließen in Infrastruktur und staatliche Industrie und Produktion.

Hier wird in großem Stil **Bergbau** betrieben. 80 Prozent der Staatseinnahmen bezieht Bolivien durch den Export seiner Rohstoffe wie Gas, Zink, Silber, Gold und Zinn. Die Einnahmen investiert die Regierung zum Teil in **Sozialprogramme**, mit denen Direktzuwendungen für benachteiligte Familien, Geldzahlungen für schulpflichtige Kinder sowie Renten für ältere Menschen ermöglicht werden. Doch was sich theoretisch gut anhört, sieht in der Praxis anders aus.

In der Gemeinde Chaqueri scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Von Fortschritt ist hier kaum etwas zu spüren. Niemand im Dorf hat ein Auto, die Dächer der **Lehmhütten** sind mit andinen Grasbüscheln gedeckt. Es gibt keinen Strom, und fließendes Wasser nur an einer Stelle. Einkommen erwirtschaften die Männer, indem sie in einer der zahlreichen Minen arbeiten. Nach Hause kommen sie nur einmal im Monat. »Bergbau gehört genauso zu Bolivien wie der Ackerbau«, sagt Bäuerin Filomena Colqui. »Wir brauchen beides zum Überleben.« Sie wurde von ISALP zur Multiplikatorin ausgebildet und bringt ihren Nachbarn Gemüseanbau und gesunde **Ernährung** bei. Die Gewächshäuser, Samen und Beratung dafür finanziert Brot für die Welt.

Im **Hochland** gibt es pro Jahr nur eine Ernte am Ende der Regenzeit. Dann ist der Tisch reichlich gefüllt. Doch im weiteren Verlauf des Jahres



David gegen Goliath

Saúl Luciano Lliuya kommt aus Huaraz in Peru und hat ein Problem. Die Stadt liegt auf 3.000 Metern Höhe am Fuß des Gletschensees Palcacocha, und dessen Pegel steigt durch Klimawandel und Gletscherschmelze. Lliuya hat Angst, dass er eines Tages überläuft und Huaraz überflutet. Er hat deshalb sein Haus aufgestockt und verlangt vom deutschen Energiekonzern RWE die Übernahme der Kosten von insgesamt 21.000 Euro. RWE habe mit der Braunkohleverbrennung gravierend zum Klimawandel beigetragen, so das Argument Lliuyas, der von Germanwatch unterstützt wird. Der Konzern bestreitet das. Ein einzelner Emittent könne nicht für ein globales Problem haftbar gemacht werden. In erster Instanz lehnte ein Gericht in Essen die Klage ab, das Oberlandesgericht in Hamm ließ die Berufung aber zu, weil »große Emittenten grundsätzlich verpflichtet sind, Betroffene von Klimaschäden in armen Ländern zu unterstützen«. Ein solches Urteil wäre international einmalig. 2018 geht das Verfahren in die mündliche Verhandlung.

Sandra Weiss

nimmt das Angebot ständig ab, und am Ende stehen nur noch Milch und Käse der heimischen Schafe mit **Trockenkartoffeln** auf dem Speiseplan der kinderreichen Familien. Dank der Gewächshäuser gibt es nun das ganze Jahr frisches Gemüse und Kräuter. Um den Anbau kümmern sich vor allem die Frauen. Sie sind stolz darauf, dass Tomaten, Salat, Gurken, Stangenbohnen, Zwiebeln und Möhren in der Wärme der **Gewächshäuser** und mit dem eigens angelegten Kompost so gut gedeihen. Aus Heilkräutern stellen sie nach alten Rezepturen Husten- und Erkältungstees sowie Salben gegen Muskel- und Gelenkschmerzen her.

Vom Bergbau fällt letztlich wenig für die Familien ab, eine Entschädigung für die entstandenen **Umweltschäden** erhalten die ansässigen Bauern nicht. Neben dem Verlust von Boden ist vor allem das Wasser stark mit Schwermetallen belastet, sodass **Landwirtschaft** und Viehzucht an diesen Orten nicht mehr zur Diversifizierung der Wirtschaft beitragen können. Ein Symbol für diesen Raub-Bergbau ist der Cerro Rico, der »reiche Berg« vor den Toren der Stadt Potosí. Aus seinem Innern wurden in den letzten 350 Jahren mehr als 45.000 Tonnen reines **Silber** geholt. Mittlerweile ist er durchlöchert wie ein Käse, das Umland mit Schwermetallen vergiftet, und Potosí gehört weiterhin zu den ärmsten Gegenden Boliviens. Trotzdem zieht der Berg aufgrund fehlender alternativer Arbeitsplätze immer noch Tausende Männer an, die eigenständig oder in **Kooperativen** zusammengeschlossen nach Erzen und Silber suchen; mindestens zehn Prozent von ihnen sollen minderjährig sein. Soziale Arbeitsstandards gibt es nicht. Mit Sorge fragt man sich in Potosí, was wohl passiert, wenn der reiche Berg nichts mehr hergeben sollte.

Neue **Konzessionen** in Bolivien führen zu sozialen Konflikten, denn mittlerweile wehren sich viele traditionelle Gemeinschaften dagegen. Aus der Bevölkerung erhalten sie aber wenig Unterstützung, da der Bergbau als strategischer Wirtschaftszweig verstaatlicht und sogar in der Verfassung verankert ist.

Filomena sieht das **Konfliktpotenzial**, ist aber froh, dass der Bergbau ihrem Mann und ihrem Sohn Arbeit gibt und damit zumindest genügend Geld da ist, um eines ihrer acht Kinder auf die weiterführende Schule zu schicken: Der zweitälteste Sohn soll einmal Bergwerkneuer werden. Sie träumt von einem Stand auf dem Markt, wo sie ihre **Produkte** verkaufen kann. Vielleicht kann sie dann auch eine ihrer Töchter auf die weiterführende Schule schicken. ■ Kristina Saenger



Silicon Valley der Anden



Junge Wissenschaftler suchen im Labor von Yachay nach Modellen für die Zukunft.

Yachay – riesige, weiße Lettern im Stile Hollywoods stechen aus der ockerbraunen Berglandschaft nördlich von Quito hervor. Hier will die ecuadorianische Regierung für eine Milliarde US-Dollar ein »Silicon Valley der Anden« errichten. Aus einer ehemaligen Zuckerhazienda, auf der einst versklavte Tagelöhner schufteten, soll die größte Technologiestadt Südamerikas werden. Die Stadt, deren Name auf Quechua »Wissen« bedeutet, ist gedacht als Katalysator für den Sprung des Bananen-, Blumen- und Erdölexporteurs ins Technologiezeitalter des 21. Jahrhunderts. Schon jetzt gibt das Land 2,1 Prozent seines BIP für Forschung aus. Fast so viel wie Deutschland (2,8 Prozent). Yachay liegt ideal. Der Hauptstadtflughafen ist dank einer neuen, sechsspurigen Autobahn nur eineinhalb Stunden entfernt. Der Pazifikhafen Esmeraldas liegt drei Fahrtstunden westlich.

Noch ist das Areal von der Größe Berns nahe der Stadt Ibarra gespickt mit Baustellen. Von den geplanten 30.000 Studenten sind erst 600 hier. Doch das Wenige ist vom Feinsten: Im bunt bemalten Labor, das in Zusammenarbeit mit der US-Technologiehochschule MIT entstanden ist, entwerfen Studenten Regale und Flugzeugmodelle am 3-D-Drucker. »Keine andere Universität Ecuadors bietet mir solche Konditionen«, sagt Ingenieur Diego Bustos, unter dessen Aufsicht junge Forscher unlängst einen Lernroboter für Kleinkinder entworfen haben, den sie nun versuchen, zu vermarkten. Es ist das erste Start-up, das in Yachay entstanden ist.

Mittelfristig soll aus Yachay eine fahrradfreundliche Ökostadt werden, die mit erneuerbaren Energien funktioniert und von den umliegenden Bauern mit gesunden Lebensmitteln beliefert wird. Forschung und Unternehmergeist sollen sich gegenseitig befruchten. Der Staat koordiniert und reguliert. »Das entstandene Wissen soll der Allgemeinheit und der Umwelt dienen und nicht nur dazu, private Gewinne zu maximieren«, sagt Generaldirektor Héctor Rodríguez.

Doch nicht alle sind begeistert. »Yachay ist überflüssig und schwächt die bestehenden Universitäten«, sagt Arturo Villavicencio, Professor für nachhaltige Entwicklung an der Andenuniversität. Um renommierte Professoren in die Einöde zu locken, zahle die Regierung überhöhte Gehälter und Berateraufträge, die zu ständigen Skandalen und Personalwechslern führen würden. ■

Sandra Weiss



Schwimmender Kindergarten

Amalia Soana hatte nur ein kleines Boot und einen Traum: dass die Kinder auf den Inseln des Titicacasees einen Kindergarten bekommen. »Ich bin selbst in den Schilfhütten der Uros-Inseln aufgewachsen. Es gab hier keine Schule, und meine Eltern hatten kein Geld, um die Überfahrt auf das Festland zu bezahlen«, erzählt sie. Erst Jahre später konnte sie dank der Hilfe von Verwandten doch noch in Puno zur Schule gehen. Danach studierte sie Pädagogik, und nun betreibt die 26-Jährige den ersten schwimmenden Kindergarten auf dem höchsten schiffbaren See der Welt. »Gerade für die Kleinsten gibt es hier keinerlei Abwechslung, dabei zeigen Studien, wie prägend die ersten Lebensjahre sind«, erzählt sie.



Der Kindergarten ist auf Tupiri, der Heimatinsel ihrer Familie.

Gebaut hat Amalia ihn mit der Hilfe von Verwandten. Das Material für den Bau und die Ausstattung bekam sie durch Spenden. Im Morgengrauen schippert Amalia los, um ihre Schützlinge von den anderen Inseln abzuholen. Das Benzin für den Motor muss sie von ihrem staatlichen Lehrergehalt selbst bezahlen – wenn es mal nicht reicht, rudert sie. Die Drei- bis Fünfjährigen warten schon aufgeregt auf das Tuckern des Motors. Selten fehlt ein Kind. »Ich will später Straßen bauen, da muss ich viel lernen«, sagt Anthony, der demnächst in die Schule kommt. Amalia freut sich, wie viel offener und selbstständiger die Kinder schon nach wenigen Wochen im Kindergarten sind.

In Peru schiebt der Staat die Verantwortung für die Schulgebäude oftmals auf die Lehrer ab. Die Regierung gibt nur 3,6 Prozent des BIP für Bildung aus und ist damit lateinamerikanisches Schlusslicht, zusammen mit der Dominikanischen Republik. Das schlägt sich auch in der PISA-Studie nieder: Beide Länder belegen dort die hinteren Plätze. Bildung war in den Andenländern lange ein Privileg der Reichen. Die neoliberalen Regierungen sahen Bildung als Belastung für die Staatskasse, nicht als Investition in die Zukunft. Während die Schülerzahlen aufgrund der Demografie stiegen, sanken die Lehrergehälter. Der Beruf ist kaum noch eine Option für die Mittelschicht, die ihre Kinder ohnehin in Privatschulen schickt. Aber auch diese bieten oft nur zweifelhafte Qualität, denn ihr Hauptziel ist Gewinnmaximierung. Der Staat kontrolliert kaum Qualitätsstandards. In den Nachbarländern sieht es etwas besser aus: Bolivien setzt zum Beispiel auf staatliche Bildung und hat in den vergangenen Jahren seine Ausgaben auf 6,2 Prozent des BIP gesteigert, in Ecuador sind es 5,2 Prozent. Auch Peru will nun aufholen und hat 2017 einen nationalen Bildungsplan aufgestellt, der unter anderem die Lehrpläne aktualisiert und Infrastruktur und Lehrerausbildung verbessert. ■ Mariana Sanchez Aizcorbe



Bedrohtes **Paradies**

Die Förderung von Erdöl bedroht das Leben der indigenen Völker im Amazonasgebiet. Am Fluss Napo ist es der Gemeinde Edén gelungen, mit einem Tourismusprojekt unabhängig von den Erdölunternehmen zu werden.



Friederike Peters ist unterwegs in die Gemeinde Edén. Doch so paradiesisch, wie es der Name nahelegt, sind die Verhältnisse hier im ecuadorianischen Amazonasgebiet schon lange nicht mehr. In der Region lagern die größten nationalen Erdölvorkommen, bereits seit 20 Jahren vergibt der Staat immer wieder neue Förderlizenzen. Genauso lange kämpfen die Menschen vom Volk der Naporuna um ein Mitspracherecht und um Entschädigungszahlungen. Denn das Land, auf dem sie leben, gehört ihnen. Die Ressourcen im Boden gehören dagegen dem Staat.

Solche riesigen Bäume wie hier in Ecuador gibt es im Amazonasgebiet. Aber die Holzfäller, Bergbau- und Erdölfirmer bahnen sich ihren Weg in den Urwald.

Das Erdöl bestimmt das Leben der Menschen. »Die im 169. Übereinkommen über eingeborene und in Stämmen lebende Völker in unabhängigen Ländern (ILO 169) festgehaltenen Entschädigungen für Förderlizenzen sind oft lächerlich niedrig«, erzählt Friederike Peters, die seit 2009 als Religionspädagogin für die Rechte der Naporuna, der Menschen vom Rio Napo, kämpft. Die Zahlungen sollen eigentlich einen finanziellen Ausgleich für das durch Umweltverschmutzung verlorene Land bilden.

In vielen Fällen hätten die Unternehmen den Indigenen juristisch ausgefeilte Verträge vorgelegt, deren Tragweite und Fallstricke damals keiner so recht abzusehen vermochte. Weder damals noch heute kann jemand verbindlich sagen, wie groß die Vorkommen sind und wel-



che Folgen die Förderung für Natur und Bewohner hat. Zudem ist alles vom Weltmarkt abhängig: Sinkt der Weltmarktpreis für Erdöl, wird die Produktion gedrosselt. Die Ölfirmen und deren Subunternehmer haben seit dem Preisverfall 2014 viele Jobs aufgekündigt, oftmals blieben sie den Arbeitern Löhne und den Gemeinden vereinbarte Gelder schuldig.

Das Ziel von Friederike und ihrem Team: spirituelle Begleitung und Bewusstseinsbildung. Sie klären die Menschen über ihre Rechte auf, helfen ihnen mit Bildungsangeboten und holen – wenn nötig – juristischen Rat ein. Die Gemeinde Edén hat mit dem Geld, das sie mithilfe eines Anwalts von den Erdölunternehmen erhalten hat, ein Tourismusprojekt aufgebaut. Die Idee: eine Alternative zum Erdöl, die Jobs und Einkommen für die ganze Gemeinde schafft. Rings um die Lodge am Rio Napo herrscht friedliche Ruhe. Kein Autoverkehr, weil es keine Straßen gibt. Kein Handy klingelt, denn es gibt kein Netz. Nur ab und zu dringt ein Quaken aus den Weiten des Regenwalds. Für ausgewählte Besuchergruppen wird in der Ansammlung von Pfahlhütten im Dickicht des Urwalds das »Paradies« mitten im Amazonasgebiet erlebbar. Für die Bewohner ist ein großer Traum wahr geworden: Jobs, Weiterbildungsmöglichkeiten, Ökotourismus mit Vogelwanderungen und Touren durch den Regenwald. Ein Schritt, um von den Erdölunternehmen unabhängig zu werden und um ihr Leben im Einklang mit der Natur leben zu können. ■

Stephan Neumann

Kirche in den Andenländern

Wenn am 15. Juli das Bildnis der Muttergottes, der »Virgen del Carmen«, mit farbenfrohen Kostümen, viel Musik, Tanz und Lärm durch die Straßen von El Alto getragen wird, zeigt sich der Volkskatholizismus in seiner ganzen Fülle. Mehr als 80 Prozent der Bevölkerung Boliviens, aber auch von Peru und Ecuador sind katholisch getauft, auch wenn die evangelikalen Gruppen immer mehr Zulauf haben.

Der Kirche wurde in Bolivien und Ecuador – insbesondere im Zusammenhang mit Schulen und Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft – vorgeworfen, sie sei ein Relikt aus der Kolonialzeit. Doch die Besuche von Papst Franziskus in Bolivien und Ecuador (2015) und in Peru (2018) haben zu einem Stimmungswandel geführt, vor allem, da der Papst sich wortstark für die Armen und vor allem die Indigenen einsetzt. In allen Ländern bat Papst Franziskus um Vergebung für die Fehler der Kirche in der Zeit der Eroberung.

Die Volksreligiosität spielt nach wie vor eine große Rolle, die meisten Feste sind kirchlich geprägt. Viele Gemeinden müssen ohne Priester auskommen und existieren als Basisgemeinden, die von Laien koordiniert werden. Zudem gibt es, zum Beispiel in Copacabana am Titicacasee, ein Nebeneinander von christlichen Bräuchen und Ritualen indigener Religionen. Die Kirche steht in einem Dialog mit den Führern der indigenen Religionen und arbeitet an einer »teología india«, an einer indianisch geprägten Theologie.

Christian Frevé



Traum mit Stolpersteinen

Die Anden: ein Kulturraum, der eint, und zugleich eine natürliche Grenze, die trennt. Zwischen diesen beiden Polen haben sich in den letzten 50 Jahren die Integrationsbemühungen der südamerikanischen Andenanrainer bewegt.




Als Bolivien, Kolumbien, Ecuador und Peru 1969 den Andenpakt gründeten, war die Europäische Union (EU) Vorbild. Doch während die EU heute trotz mancher Probleme weiter zusammengewachsen ist, war den Südamerikanern ein wechselhafteres Schicksal beschert. Schon Befreiungsheld Simón Bolívar schwebte eine südamerikanische Integration vor. Doch trotz gemeinsamer Sprache und Kultur ist sie bis heute ein Traum geblieben.

Regionalgipfel gibt es eine ganze Menge, aber de facto liegen viele Stolpersteine auf dem Weg zur Integration.

Der Andenpakt rieb sich auf, wegen wirtschaftspolitischer und ideologischer Differenzen – die einen wollten mehr Freihandel, die anderen mehr Protektionismus, um sich zuerst zu industrialisieren –, und weil die Regierungen letztlich nicht bereit waren, staatliche Kompetenzen an supranationale Organe abzutreten. Die Exporte der Andenländer waren wenig diversifiziert und bestanden größtenteils aus Rohstoffen, was keine gute Basis für gegenseitigen Handel bot. Ende der 90er Jahre war der Andenpakt deshalb nicht viel mehr als ein Papiertiger.

2005 bekam die Idee einer Integration wieder Aufwind. In der Region waren in den Jahren zuvor linke Regierungen an die Macht gekommen, und auf dem Amerika-Gipfel in Mar del Plata im Jahr 2005 boten sie dem US-Präsidenten George W. Bush geschlossen die Stirn und trugen sein Projekt einer gesamtamerikanischen Freihandelszone zu Grabe. Die linken Präsidenten, darunter Rafael Correa aus Ecuador



und Evo Morales aus Bolivien, schufen neue Integrationsbündnisse, wie 2004 die Bolivarianische Allianz für die Völker Amerikas (ALBA), die Union Südamerikanischer Nationen (UNASUR) 2008 und die Gemeinschaft Lateinamerikanischer und Karibischer Staaten (CELAC) 2010.

Lateinamerika, so die Idee, sollte sich unabhängig machen von der US-Bevormundung und ein eigenständiges Modell der Integration entwerfen.

Begleitet wurde dies vom Höhenflug der Rohstoffpreise, die den Andenländern einen Wirtschaftsaufschwung bescherten, begleitet von einem deutlichen Rückgang der Armut. Wachsen und umverteilen lautete das Motto, das als Erfolgsrezept gefeiert wurde. Großzügige Bruderhilfe vom sozialistischen Erdölstaat Venezuela trug ihren Anteil bei. Der von der chinesischen Rohstoffnachfrage beflügelte Traum zeigte Erfolge: UNASUR vermittelte erfolgreich bei Unruhen und Staatskrisen in Bolivien (2008) und Ecuador (2010) und verwandelte sich in ein Organ zur Wahlbeobachtung. CELAC war auf dem Weg, den Traum

von einer lateinamerikanischen Union zu verwirklichen – unter Ausschluss der angelsächsischen »Störenfriede« im Norden, die in der Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) ihren Einfluss geltend machten. Eine »Bank des Südens« sollte die Unabhängigkeit von der Weltbank und dem Weltwährungsfonds (IWF) in Washington auch finanziell besiegn.

2014 kam die Krise. Die Rohstoffpreise purzelten, das Wahlpendel schlug nach rechts aus, die Integration bröckelte.

Doch 2014 kam die Krise. Die Rohstoffpreise purzelten, das Wahlpendel schlug nach rechts aus, die Integration bröckelte. In Bolivien ist Morales noch am Ruder und hängt den alten Träumen nach. Ecuadors neuer Präsident Lenin Moreno hält Distanz zu den linken Präsidenten und sucht wieder Anlehnung an die USA. Die Organisation ALBA ist ein Schatten ihrer selbst und existiert nur noch im Zusammenhang mit venezolanischen Erdöllieferungen an die Partner. UNASUR liegt im Koma. Argentinien, Brasilien, Kolumbien, Chile, Paraguay und Peru, die gemeinsam etwa vier Fünftel der Finanzmittel des Bündnisses stellen, setzen ihre Mitgliedschaft auf unbestimmte Zeit aus. Die CELAC findet keine gemeinsame Haltung zur Dauerkrise in Venezuela und ist handlungsunfähig. Damit ist die OAS mit Sitz in Washington erneut der einzige Regionalmechanismus, der noch funktioniert. ■

Rafael Archondo



Widerstand als Tugend

Je freier die Presse, desto robuster die Demokratie – diese Faustregel gilt auch in den Andenländern. Aber Meinungsfreiheit ist bei uns keine Selbstverständlichkeit und immer latent gefährdet.



In den abgelegenen Regionen fällt es schwer, sich zu informieren. Dort geht es fast nur über Radio oder die »prensa chicha«, die Boulevardpresse, wie das Blatt, das diese Mutter mit ihrem Sohn liest.

Peru ist das krassste Beispiel. Während der Militärdiktatur der 60er Jahre wurde die Presse verstaatlicht und zensiert. Mit der Rückkehr zur Demokratie erhielten die ursprünglichen Besitzer ihre Medien zurück. Lange konnten sie sich allerdings nicht ihrer wiedergewonnenen Freiheit erfreuen, denn die Schuldenkrise traf sie wirtschaftlich hart, und das Land glitt ab in einen blutigen Konflikt zwischen maoistischen Aufständischen und dem Staat, in dem auch Journalisten zwischen die Fronten gerieten. Dann wurde ein Neuling zum Präsidenten gewählt, der eine harte Hand walten ließ. Alberto Fujimoris Macht fußte auf einem einflussreichen Propagandaapparat, gesteuert von seinem Geheimdienstchef Vladimiro Montesinos. Der schuf Boulevardblätter- und -sender, bekannt als »prensa chicha«, in denen Oppositionelle verunglimpft wurden. Auch die traditionellen Medien wurden auf Linie gebracht – mit einer Mischung aus Einschüchterung und Schmiergeldern. Medien, die sich widersetzten, wurden geschlossen, so wie der TV-Kanal Frecuencia Latina, und Journalisten wie Gustavo Gorriti wurden entführt und gefoltert. Der Propagandaapparat brach mit dem Ende des Fujimori-Regimes zusammen. Unsitten wie die seichten Unterhaltungsbeiträge der prensa chicha hatten sich aber etabliert und breiteten sich in der Region aus.



In Ecuador verlief die Entwicklung moderater. Auch dort schränkte die Diktatur zwischen 1972 und 1979 die Pressefreiheit ein, doch zugleich förderte sie deren technologische Ausstattung. Ecuador war das erste Land in Lateinamerika, das 1974 Farbfernsehen ausstrahlte. Nach der Rückkehr zur Demokratie wurden viele Medien von Unternehmern aufgekauft und vertraten fortan die Interessen ihrer Eigentümer, also der liberalen, wirtschaftlichen Elite. Den Finger in die Wunde legte Rafael Correa, als er 2007 an die Macht kam. Die bürgerliche Presse war einer seiner Lieblingsfeinde. Mit seiner Mehrheit im Kongress erließ er ein restriktives neues Mediengesetz, das unter anderem so problematische Straftatbestände wie »mediale Lynchjustiz« oder »Zensur durch Unterschlagen von Informationen« schuf und Journalisten für das verantwortlich machte, was Interviewpartner sagten. Unliebsame Journalisten wurden verklagt. Gleichzeitig baute er die Staatsmedien zu einem Propagandainstrument aus. Sein Nachfolger glättete die Wogen und legte dem Kongress eine Reform des Gesetzes vor. Doch von der Krise und dem damit einhergehenden Auflagenverlust haben sich die Medien noch nicht erholt. Die größte Zeitung Quitos, »El Comercio«, wurde verkauft, Journalisten entlassen. Sie betreiben nun Blogs, die sich digital gut behaupten, wie etwa »Plan V« oder »Mil Hojas« in Ecuador oder die Portale »Ojo Público« und »IDL Reporteros« in Peru. In diesen neuen Medien findet heute ein Großteil des investigativen Journalismus statt. Sie sind besonders bei der Jugend beliebt und in den sozialen Netzwerken präsent.

Meinungsfreiheit ist keine Selbstverständlichkeit.

Weniger digital entwickelt ist Bolivien. Das hat aber auch den erfreulichen Grund, dass dort die traditionellen Medien resistenter waren gegenüber den Angriffen des linken Präsidenten Evo Morales, der Correa nacheiferte. Zeitungen wie »El Deber«, »La Patria« und »Página Siete« oder der katholische Sender Fides widerstanden dem Druck der Regierung. Morales wechselte daraufhin die Taktik und ließ über Strohmann Radios, TV-Stationen und Zeitungen kaufen. Diese wechselten mit dem Besitzer auch schnell ihre politische Linie.

Heute droht der Pressefreiheit von zwei Seiten Gefahr: zum einen durch die große kommerzielle Abhängigkeit von Regierungsanzeigen, zum anderen durch das organisierte Verbrechen. Im April 2018 wurden im Norden Ecuadors drei Journalisten ermordet, als sie über Drogenkriminalität recherchierten. ■

César Ricaurte



Alberto Acosta: Leben in Harmonie



Herr Acosta, was versteht man unter »Buen Vivir«, gutem Leben?

Das Konzept ist uralte und kann am ehesten mit Nachhaltigkeit übersetzt werden. Es geht darum, in Harmonie mit sich, seinem Nächsten und seiner Umwelt zu leben. Es ist keine Ideologie, sondern Praxis, aber zielt natürlich auf eine Überwindung des ausbeuterischen Kapitalismus ab. Der Gedanke findet sich schon in Schriften aus dem 17. Jahrhundert des sächsischen Wirtschaftsprüfers Carl von Carlowitz, der auch Alexander von Humboldt beeinflusst hat. In indigenen Gruppen hat das Konzept überlebt, wenngleich es während der spanischen Kolonialzeit brutal unterdrückt wurde. Für die Spanier waren die traditionellen Werte und Praktiken der indigenen Völker Zeichen einer Rückständigkeit, die es zu überwinden galt.

Sie haben den Begriff in der ecuadorianischen Verfassung verankert. Wie haben Sie es geschafft, dass auch die Weißen und die Mestizen diese indigene Weltanschauung für voll nehmen?

Das war gar nicht so schwierig, denn viele Elemente sind allgemeingültig. Zum Beispiel die Idee des Menschen als Teil einer Gemeinschaft. So hat die Menschheit über Jahrtausende hinweg gelebt. Erst vor 200 Jahren mit der Aufklärung kam die Vision vom freien Individuum auf, das auf dem Markt mit anderen Individuen in einen Wettbewerb tritt und damit das Gemeinwohl steigert. Das ist der Kerngedanke des Liberalismus, aber der ist jung, und wir entdecken nun seine Grenzen. Den Einzelnen nicht als frei schwebendes Atom, sondern als Teil einer Gemeinschaft zu sehen, ist ein wesentliches Ele-

Alberto Acosta, geb. 1948 in Quito, war Präsident der verfassungsgebenden Versammlung und Minister für Energie und Bergbau unter Präsident Rafael Correa. In den 70er Jahren war er Vizekonsul an der ecuadorianischen Botschaft in Bonn. Gleichzeitig studierte er in Köln Betriebs- und Volkswirtschaftslehre. 1979 erhielt er das Bundesverdienstkreuz.

Ab 1980 beriet er Staatsinstitutionen und unterrichtete an verschiedenen Universitäten. Acosta entwarf als Minister den Plan zum Schutz des Nationalparks Yasuni, in dessen Untergrund Erdöl gefunden wurde. Wenn alle Industrieländer in einen Fonds einzahlten, könne Ecuador auf die Förderung und den damit verbundenen CO₂-Ausstoß verzichten und auf nachhaltige Energien umrüsten, so die Idee, die letztlich keine Geldgeber fand. Acosta trat zurück und widmete sich dem Bücherschreiben. Auf Deutsch erschien von ihm u.a. »Buen Vivir: Vom Recht auf ein gutes Leben«.

Die *SympathieMagazine* mag er, weil sie so vielseitige Aspekte beleuchten und schön handlich sind.



ment des guten Lebens. Ein weiteres ist die Koexistenz mit der Natur, weshalb wir die Rechte der Natur in der Verfassung verankert haben. Ein drittes ist die Spiritualität, die ich als Ökonom nicht so gut erfassen kann. Es geht dabei darum, wie alles miteinander zusammenhängt.

Braucht das Buen Vivir ein neues politisches System?

Ja, wir müssen die Demokratie neu erfinden. Die Gemeinschaft muss an wichtigen Entscheidungen teilhaben. Autonomie ist von zentraler Bedeutung, damit die Menschen selbst Antworten auf ihre Probleme finden können. Diese können nicht von außen oder von oben autoritär verordnet werden, denn es gibt keine Patentrezepte. Natürlich wird es dadurch schwieriger zu Entscheidungen zu kommen, zumal wenn sie wie im indigenen »Ayllu« (Dorfgemeinschaft und wichtigste politische Instanz) im Konsens getroffen werden müssen. Aber die Lösungen sind dann viel dauerhafter, weil die Menschen hinter ihnen stehen.

Wie wäre so etwas umsetzbar in einem so komplexen System wie der EU zum Beispiel?

Jedes Land muss selbst neue Wege finden. Aber in Europa gibt es ein interessantes Beispiel, und zwar in der Schweiz mit ihrem System der Volksabstimmungen und der rotierenden Exekutive. Das ist eine gute Idee, um Machtkonzentration und -missbrauch zu vermeiden.

Was machen wir mit dem Bergbau, den Städten, alles grundlegende Dinge für unsere Zivilisation?

Zuerst einmal müssen wir verstehen, dass unser Lebensstil, der so viele Ressourcen und fossile Brennstoffe braucht, nicht nachhaltig ist und kein Vorbild für die Welt sein kann. Das sagt sogar die Internationale Energieagentur, die weder besonders ökologisch noch links ist. Sie kommt zu dem Schluss, dass wir zwei Drittel der bekannten Rohstoffvorkommen im Boden lassen müssen, wenn wir die Atmosphäre nicht um zwei Grad Celsius aufheizen wollen. Wir brauchen also eine Wirtschaft, die auf erneuerbaren Energien basiert. Die Städte müssen wir menschlicher machen, indem wir sie von den Stadtteilen her denken und organisieren. Dann müssen wir aufhören, unnütze Dinge anzusammeln. In den USA besitzen 80 Prozent der Haushalte eine Bohrmaschine. Im Schnitt benutzen sie diese 13 Minuten. Da wäre es doch viel logischer, wenn sich mehrere Nachbarn eine Bohrmaschine teilen würden. In Ecuador gibt es fast so viele Handys wie Einwohner. Warum brauchen wir Dinge, die nutzlos sind oder für die wir gar keine Zeit aufbringen, um sie zu genießen? ■ *Interview: Sandra Weiss*





Rosa Flamingos, bunte Gesteinsformationen,
tiefblaue Seen, kristallklare Luft –
diese Mischung macht die Faszination der
Salzseen im bolivianischen Hochland aus.



Wo **Magie** Alltag ist



Genau wie Ariane Kovac, Autorin des Textes, unterzieht sich der junge Mann auf dem Bild einem schamanischen Ritual in Peru.

Ariane Kovac hat ein Jahr lang in Peru gelebt und ihr Herz zwischen rostigen Kleinbussen und grasenden Alpakas verloren. Geschichten von dort und anderswo erzählt sie auf ihrem Blog www.heldenwetter.de

Mit einer knappen Geste schickt mich die Schamanin auf einen niedrigen Plastikhocker und verstaut meinen 20-Soles-Schein in ihrer geblühten Schürze. Ich schaue mir die abgenutzte Heiligenfigur an, die sie mir in die ausgestreckten Hände stellt. Dann füllt sich das winzige Hinterzimmer mit Räucherstäbchenschwaden, und ich muss mich schwer konzentrieren, nicht zu husten. Mit monotoner Stimme sagt die füllige Frau diverse Segenssprüche auf. Nachdem ich mir aus unerfindlichen Gründen die Hände desinfizieren muss, zieht die Schamanin einen Eimer unter ihrer Theke hervor, und ehe ich es mich versehe, habe ich ein Gürteltier auf dem Kopf.

Nie hätte ich mir träumen lassen, in der Millionenstadt Lima, zwischen hupenden Kleinbussen und im Smog, in eine solche Situation zu geraten. Doch in dem folgenden Jahr, in dem ich in Lima lebe, stoße ich auf magische Meerschweinchen, auf die Seelen von Verstorbenen, die als dicke grüne Fliegen vom Friedhof nach Hause schwirren, und auf Geister, die sich in Geschirrschubladen verstecken. Und jetzt eben auf das «quirquincho», das Gürteltier, das unter einer Markttheke lebt und meine Seele von allem Negativen, allem Traurigen und Bösen reinigen soll. Die Zeremonie ist kurz, aber effizient. Schon bald hat dieses Tier gefühlt jeden Zentimeter meines Oberkörpers berührt. Als ich fertig abgerieben bin, peitscht die Schamanin noch ein paarmal mit einem Strauß Blumen meinen Rücken, und ich bekomme ein bisschen Parfüm, um den Gürteltiergeruch zu übertünchen.

Ganz ehrlich: Das war nicht die Erfahrung, die ich bei meinem ersten Schamanenbesuch erwartet hatte – und gerade deshalb bin ich froh, sie gemacht zu haben. Draußen wundere ich mich erneut über die eigentümliche Szenerie aus Plastikhockern und grellen Ladenschildern, aus Duschvorhängen und Preislisten, aus Heiligenfiguren und CD-Spielern. Doch Moderne und Übersinnliches schließen sich in den Andenländern nicht aus, sondern bilden eine manchmal skurril anmutende Synthese. ■

Ariane Kovac

Widerstand macht glücklich

Was macht das feministische Künstlerkollektiv »Mujeres Creando« so besonders?

Wir sind »Indígenas«, Weiße, Bäuerinnen, Lesben und Prostituierte. Wir dulden weder Vorurteile noch Rassismus oder Klassendünkel. Keine von uns ist weniger wert, keine mehr. »Mujeres Creando« haben wir gegründet, weil uns nicht gefiel, wie »Frauenprobleme« angegangen wurden. Die Frauenpolitik war ein klientelistischer Hort der Korruption. Auf der anderen Seite maßen sich die NGOs die Deutungshoheit über uns Frauen an. Aber wir können für uns selbst sprechen, ohne Vermittler. Wir haben vor, in die Politik einzusteigen. Wir können die kolonialen Fesseln nicht abstreifen, wenn wir nicht gleichzeitig die patriarchalen Fesseln abstreifen. Es gibt keine politische Freiheit ohne sexuelle Freiheit.

Maria Galindo, geboren 1964 in La Paz, ist Psychologin, Künstlerin, bekennende Lesbe und Radiomoderatorin. 1992 gründete sie das anarchistisch angehauchte Frauenkollektiv »Mujeres Creando«.



Wie arbeitet ihr?

Unser Begriff von einem gerechteren Leben ist nicht etwas, was man in einem Kurs »Wie steigere ich mein Selbstwertgefühl« lernen kann. Wir sind gegen die Frauenquote, denn sie ist paternalistisch. In unserem Radiosender Radio Deseo veröffentlichen wir die Namen von Vätern, die ihren Kindern keinen Unterhalt zahlen. Wir nennen Adressen, wo eine ungewollt schwanger gewordene oder vergewaltigte Frau eine sichere Abtreibung vornehmen lassen kann. Wir engagieren uns für Sexualerziehung in der Schule und wenden uns gegen Kleinkredite für Frauen, die Hoffnung auf ein besseres Leben nähren sollen – wo wir doch alle wissen, wie korrupt diese Systeme in meinem Land sind.

Wie kann man das öffentliche Bewusstsein verändern?

Zum Beispiel mit Straßenaktionen. Wir besuchen Schulen und Universitäten, sind auf Buchmessen. Ich war 2017 Gast auf der Documenta in Kassel. Wir bieten Kurse in Selbstverteidigung an. Unser Motto lautet: Widerstand macht glücklich! ■ Interview: Susanne Asal

Platz da!

Ein Betrunkener torkelt über die Plaza Murillo bis zum Präsidentenpalast und herrscht die Wächter an: »Platz da, ich will durch! Ich will der nächste Präsident werden, zum Teufel, hicks.«

Die Wächter schnauzen ihn an: »Bist du bescheuert? Oder geistig zurückgeblieben? Hast du Scheiße im Hirn oder zu viel gekokst?«

Der Betrunkene schweigt kurz und antwortet dann: »Ach herrjeh, ich wusste nicht, dass man so viele Voraussetzungen erfüllen muss, hicks.«

(Bolivianischer Witz)

»Der Himmel Cuscos ist wie seine Frauen: völlig unberechenbar!«

(Peruanische Redewendung)

»Das ist wie Ananas nach Milagro tragen!«

(Ecuadorianische Redewendung; Milagro ist die traditionelle Ananas-Anbaugegend)



Staatsanwältin: »Ich werde Benedicto festnehmen lassen ... eins, zwei, drei ...« (Benedicto ist ein ehemaliger peruanischer Polizeichef, gegen den ein Korruptionsprozess lief). Die Karikatur von Carlin Tovar spielt auf die Probleme in der Justiz an. Korruption, Politisierung und Straffreiheit sind Altlasten der Diktatur unter Alberto Fujimori. Nur langsam findet die Justiz zu mehr Unabhängigkeit und ermittelt nun auch gegen mehrere Ex-Präsidenten.



do

Unbedingt über einen Markt schlendern und eine Suppe essen. Suppen sind der kulinarische Geheimtipp der Andenländer.

Wenn Sie unter Frauen sind, begrüßen Sie sich mit einem Wangenkuss. Unter Männern geben Sie sich die Hand.

Kokablätter kauen, um in den Andenregionen die Höhenkrankheit zu bekämpfen.

don't

Eile. Die Anden sind unwegsam. Schimpfen hilft nicht weiter. Gelassenheit und Spontaneität sind bessere Wegbegleiter.

Nicht allein oder an einsamen Stellen im Pazifik baden. Die Strömung kann sehr tückisch sein.

Ungefragt Indigene fotografieren. Viele glauben, dass ein Foto ihnen die Seele stiehlt.

Mehr zur interkulturellen Reisephilosophie des Studienkreises: www.sympathimagazine.de

Quiz für Durchblicker

1. Was hat es mit den aufgeschichteten Steinen am Wegesrand auf sich?

A: Wegweiser zur Orientierung.

B: Ein Altar, wo man Opfergaben darbringt und die Götter um eine behütete Reise bittet.

C: Hier kann man seinen Müll liegen lassen, er wird 14-tägig abgeholt.

2. Was wirkt am besten gegen Höhenkrankheit?

A: Eine Kopfmassage beim Schamanen.

B: Wodka-Inca Cola.

C: Matetee.

3. Welches Fleisch essen die Andenbauern am häufigsten?

A: Meerschweinchen.

B: Lama.

C: Heuschrecken.

Antworten auf S.78



»Nicht eine **weniger**«

Es geschah zur abendlichen Stoßzeit in Lima. Carlos Hualpa hatte eine Flasche mit Benzin im Rucksack. Er sprang in den Bus und ging gezielt auf eine ehemalige Arbeitskollegin zu. Eyvi Agreda war eine bildhübsche 22-Jährige aus der Region Cajamarca, die in Lima der Armut ihres Elternhauses entfliehen wollte.



Die junge Frau von der Costa Esmeralda in Ecuador lächelt zuversichtlich in die Kamera. Nachdem die Frauen lange im Schatten der Männer standen, werden sie heute selbstbewusster.

Ehe noch jemand reagieren konnte, überschüttete Hualpa sie mit dem Benzin und zündete sie an. Der Polizei erklärte er später, Eyvi habe sein Liebeswerben abgelehnt. »Ich wollte sie nicht töten, nur ihr Gesicht entstellen und ihr eine Lektion erteilen«, gab er zu Protokoll. Das Verbrechen und die kaltschnäuzige Selbstverständlichkeit, mit der sich der Angreifer im Recht fand, schockierten Peru. Für Frauenrechtlerinnen kam der Angriff aber nicht überraschend. »Sie sind Ausdruck des verbreiteten Machismo und der Überzeugung von Männern, dass Frauen weniger wert und ihr persönlicher Besitz sind«, sagte Frauenministerin Marcela Huaita. Die Zahl der Frauenmorde ist in Peru von 22 im Jahr 2009 auf 116 im Jahr 2017 gestiegen. Mit dem wachsenden Selbstbewusstsein der Frauen kommen die Männer offenbar nicht gut zurecht.

In Bolivien sieht es noch schlimmer aus. Dort wurden allein 2017 über 100 Frauen ermordet und 28.000 sexuell missbraucht. Hoffnungen auf die neue Generation muss man sich laut dem Observatorium für Frauenrechte nicht machen: Die Zahl der jungen Angreifer steigt rasant, und die Brutalität nimmt zu. In Ecuador, wo 2017 fast 70 Frauen umgebracht wurden, sind die Behörden zum Schluss gekommen, dass die Aggressionen bereits in der Schule beginnen und dort



den Geschlechtern ein anderer Umgang miteinander beigebracht werden muss. Männer fühlten sich bedroht durch die Emanzipation der Frauen, erklärt das Centro Ecuatoriano para la Promoción y Acción de la Mujer (CEPAM).

Aber auch der Staat hat sich an Frauen vergangen.

Während der Diktatur von Alberto Fujimori in den 90er Jahren führten Perus Gesundheitsbehörden in verarmten Landgemeinden zur Geburtenkontrolle als Instrument zur Armutsbekämpfung massenweise Sterilisationen an Frauen durch – von denen die Betroffenen erst im Nachhinein erfuhren. Laut der Menschenrechtsorganisation Amnesty International wurden mehr als 270.000 Frauen so zwangsweise unfruchtbar gemacht. Dafür wurde der Staat inzwischen vom Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshof verurteilt. Seiner Verpflichtung zur Entschädigung der Opfer und zur Aufklärung und Bestrafung der Verantwortlichen kommt er aber nur schleppend nach.

In Pampaconga bei Cusco wurden fast alle Frauen

zwangssterilisiert – und daraufhin von ihren Männern verstoßen und von ihren Familien geächtet. »Wir waren nichts mehr wert«, erzählt Rute Zuñiga mit Tränen in den Augen. Auch von der Justiz werden Frauen benachteiligt. In Ayacucho wollen Staatsanwälte Arlette Contreras wegen angeblicher Unterschriftenfälschung ins Gefängnis stecken – aus Rache, glaubt sie. Denn Contreras zeigte 2015 ihren Vergewaltiger an. Kameraaufzeichnungen zeigen, wie der Mann sie schlägt und an den Haaren in ein Hotelzimmer zerrt. Trotzdem ist er bis heute frei. »Ich gebe nicht auf. Aber wenn wir Frauen diesen Kampf gewinnen wollen, müssen wir uns zusammenschließen«, sagt Arlette.

Das tun sie: Immer mehr nehmen an Protestmärschen teil.

»Nicht eine weniger« lautet das Motto der Märsche, mit denen die Frauen die Behörden auffordern, endlich durchzugreifen. Perus Parlament hat unter dem Druck ein Gesetz verabschiedet, das machistische Gewalt mit bis zu 20 Jahren Haft bestraft. Boliviens Vizepräsident hat vorgeschlagen, die Täter öffentlich anzuprangern, und Ecuadors Staatschef Lenin Moreno hat versprochen, dass keiner straffrei davonkommen wird. ■

Mariana Sanchez

Umstrittene Kinderarbeit

Im Gegensatz zu Ecuador und Peru ist in Bolivien seit 2014 Kinderarbeit legal – entgegen der UN-Kinderrechtskonvention. Statistiken zufolge arbeiten in Bolivien mehr als 800.000 der etwa 4,1 Millionen Kinder unter 18 Jahren. Das Gesetz wurde international heftig kritisiert. Doch ausgerechnet die Opfer wurden zu Fürsprechern: »Für uns ist das Gesetz ein großer Fortschritt, denn es beschränkt den Arbeitstag auf sechs Stunden und verhindert die Ausbeutung durch Arbeitgeber«, sagt der Vorsitzende der Gewerkschaft der Kinderarbeiter (UNATSBO), der 15-jährige Kevin Yucra. Er finanziert sich durch Arbeit den Schulbesuch. Kinderarbeit ab zehn Jahren ist nur legal, wenn die Kinder auf eigene Rechnung arbeiten, also zum Beispiel Schuhe putzen oder Supermarkttüten tragen.

Beschäftigungsverhältnisse sind erst ab 14 Jahren erlaubt. Dann müssen Kinder Erwachsenen sowohl im Lohn als auch in der sozialen Absicherung gleichgestellt werden. Der Einsatz in gefährlichen, körperlich anstrengenden Arbeiten wie im Bergbau und als Erntehelfer ist verboten. Die Arbeit darf sich außerdem nicht auf den Schulbesuch auswirken, der bis zum achten Schuljahr verpflichtend ist. Rund die Hälfte der Bevölkerung Boliviens ist arm; dass Kinder von klein auf den Eltern helfen, rettet manche Familien vor dem Verhungern.



Wasserbomben & Schneespray

Es ist Februar im heiligen Tal der Inka – und damit die Zeit des Karnevals, der in den Andenländern etwas ganz Besonderes ist. Denn auf der Südhalbkugel fällt er in den Beginn der Erntezeit, weshalb er sich nach der spanischen Eroberung mit den Ernteritualen der prähispanischen Kulturen vermischt hat. Es ist die Zeit von »Anata«, die Zeit des Überflusses, der Danksagung an »Pachamama« (Mutter Erde) und die Zeit des Spiels, in der die Eltern ihren Teenagern erlauben, auf Partnersuche zu gehen.

Manche Karnevalsfeiern sind inzwischen eine Touristenattraktion, wie zum Beispiel die von Oruro in Bolivien. Mich aber zieht es nach Pisac, einem kleinen Städtchen am Urubamba-Fluss unweit der peruanischen Stadt Cusco. Dort geht es noch traditioneller und beschaulicher zu. Schon Tage vorher wird die Stadt mit Ballons und bunten Luftschlangen geschmückt. »Im Karneval schwimmen die sozialen Hierarchien, alle sind gleich«, sagt der Anthropologe César Colomba.

Außerdem ist der Karneval eine Gelegenheit für die umliegenden Bauerndörfer, ihre Traditionen und Tänze vorzuführen. Darin werden Lebensweisen, Rituale und Kämpfe, Naturelemente und Feldarbeit dargestellt. Robertina Ylla Velasquez wickelt Wolle auf eine Spindel. Ihr Tanz »Awa chuyay« ist der Webkunst gewidmet. Die Gruppe der 20-jährigen Quechua ist mit dem Bus angereist. »Der Karneval ist für mich der Höhepunkt des Jahres«, erzählt sie mir aufgeregt.

Früh am Morgen mache ich mich auf den Weg zur Plaza de Armas, auf der bereits eine Tribüne aufgebaut wurde. Dann wird es bunt mit Ponchos aus Alpakawolle, bemalten Gesichtern und Schmuck aus Blumen und Stroh. Je bunter, desto schöner, so das Verständnis der andinen Ästhetik, denn desto stärker ist der Kontrast zur ockerfarbenen Berglandschaft. Früher wurde die Wolle noch von Hand mit Pflanzenextrakten gefärbt, heute ist die Moderne auch im letzten Andendorf angekommen. Zwar wird vielerorts noch gewoben, aber auch synthetische Stoffe und Farben sind gang und gäbe.

Sobald die Musiker loslegen, kommt Stimmung auf. Da springen die Frauen auf die Rücken der Männer oder ziehen diese an den Füßen über den Platz. Kinder und Jugendliche begleiten das Spektakel mit Wasserbomben und Schneesprays und verwandeln Pisac im Lauf des Tages in ein buntes, wildes Städtchen, das nicht vergisst, seine historischen Wurzeln zu wahren. ■

Tina Delia Umlauf

Jeden 15. August steht Cochabamba Kopf. Dann wird die Statue der »Virgen de Urkupiña« durch die Straßen getragen. Zehntausende klettern von der Pilgerkirche hinauf auf den Cerro de Cota, um sich dort einen Gesteinsbrocken herauszubrecken und mit nach Hause zu nehmen. Der Hügel war einst ein heiliger Ort der Inka, und während unten in der Kirche die Muttergottes gefeiert wird, werden oben der »Pachamama« Kokablätter geopfert.

Bei vielen religiösen Festen kann man als Besucher kaum feststellen, welche Bräuche katholischen Ursprungs sind und welche nicht. Die Menschen leben in einer Welt, die aus einer Vermischung zweier verschiedener Kulturen entstand. Beim »Alasitas«-Fest am 24. Januar etwa kann man auf Märkten kleine Repliken der Dinge erstehen, die man sich sehnlichst wünscht: von Autos über Häuser bis hin zu Geldscheinen. Damit die Amulette ihre magische Wirkung entfalten, lässt man sie anschließend segnen – und zwar gleich doppelt: sowohl vom traditionellen Heiler, dem »Yatiri«, als auch vom katholischen Priester.



Es geht vorwärts



Seit 25 Jahren durchstreift Arsenio Barrera die Nebelwälder von Santa Marianita in Ecuador. Umschwirrt von Kolibris erzählt der Naturführer Geschichten von Bären, die auf hohe Bäume klettern, um die Aguacatillo-Früchte zu naschen, und vom Puma, der neuerdings hier wieder gesehen wird. Die 3.000 Hektar der Maquipucuna-Lodge, die 2018 auf der Internationalen Tourismusbörse in Berlin (ITB) den TO DO Award für sozialverantwortlichen Tourismus bekam, waren nicht immer ein Naturparadies, sondern bis vor 30 Jahren ein Sägewerk inmitten von Zuckerrohrfeldern. Als die Firma pleiteging, verwirklichte ein Unternehmerehepaar hier seinen Traum. Sie errichteten eine Lodge und eine biologische Forschungsstation und forsteten wieder auf. Es entstand eine Kaffeeplantage, die den Nachbardörfern neue Einkommensmöglichkeiten brachte. »Naturschutz und Tourismus funktionieren, aber nur gemeinsam mit den Anwohnern«, sagt Barrera, der einer von zehn Festgestellten ist, die alle aus der Gegend kommen.

Auf Tourismus setzt auch Chachapoyas, ein Städtchen in den nördlichen Anden Perus. Pedro Heredia hat hier ein 70 Hektar großes Anwesen in ein privates Naturschutzgebiet verwandelt und

In **Ecuador** hat sich in Sachen sozialverantworflichem und nachhaltigem Tourismus in den letzten Jahren viel getan. Deshalb ging der TO DO Award 2018 gleich an zwei Projekte aus Ecuador. Neben der **Maquipucuna Eco Lodge** wurde **Tren Ecuador** gekürt. Das staatliche Unternehmen bietet seit 2010 eine viertägige Schienenkreuzfahrt zwischen Guayaquil und Quito an. Die lokalen Gemeinden entlang der Reise Strecke werden miteinbezogen und gestärkt.

Doch auch in **Bolivien** und **Peru** gibt es Projekte, die großen Wert auf die Teilhabe der ansässigen Bevölkerung legen und dies vorbildlich umsetzen. Aus Bolivien wurde gemäß diesen Kriterien 2011 nach das Projekt **San Miguel de Bala** mit dem TO DO Award ausgezeichnet. **Mountain Lodges of Peru** gewann 2008. Ebenfalls aus Peru bekam bereits 2005 **Posada Amazonas – Rainforest Expeditions** den TO DO Award.

Eine Datenbank mit allen Preisträgern und Informationen zu Teilnahme und Preisvergaben findet sich unter www.todo-award.org



arbeitet mit Schulen, um das Umweltbewusstsein zu fördern. Dabei muss er auch Rückschläge hinnehmen. Eine Feuersbrunst hat gerade 15 Hektar zerstört. Der Tourismus federt den Verlust etwas ab. Heredia empfängt in seinen sechs Zimmern Besucher aus der ganzen Welt, die sich die historische Festung Kuelap anschauen wollen oder den 711 Meter hohen Wasserfall Gocta. Der Beginn des Wanderwegs dorthin liegt im Dorf Cocachimba, und sowohl die Einnahmen aus dem Eintritt als auch aus Dienstleistungen wie Pferdeverleih und Verköstigung gehen an die Gemeinde. Ein Teil fließt in Gemeinschaftsprojekte wie die Wiederaufforstung, den Kindergarten oder die Gesundheitsversorgung. Der Rest wird fair unter allen 150 Dorfbewohnern aufgeteilt. »Auch Alte und Behinderte bekommen etwas«, sagt Augustin Peche. »Für uns war der Tourismus ein Segen. Meinen vier Kindern konnte ich so eine Ausbildung finanzieren«, ergänzt der ehemalige Bauer. Noch ist die Gegend ein Geheimtipp, aber wie kann man die Balance halten, wenn das Interesse zunimmt?

Eine Antwort geben die Galapagosinseln. »Hier haben Tiere Vorfahrt«, sagt Hoteldirektor Renato Vásconez, während er eine Urlauberin darauf aufmerksam macht, dass die Düne am Strand von Puerto Ayora ein Nistgebiet der endemischen Schwimmechanse ist und nicht betreten werden darf. Nur drei Prozent des Archipels sind bewohnt. Zuzug, Häuserbau und Tourismus sind strikt reglementiert. »Es funktioniert, weil hier 90 Prozent der Menschen vom Tourismus leben, und keiner seine Lebensgrundlage zerstören will«, sagt Vásconez. Die Besucherzahl ist auf 245.000 jährlich begrenzt, die Routen werden von der Parkverwaltung festgelegt und dürfen nur in Begleitung örtlicher Führer betreten werden. All das macht Galapagos exklusiv und teuer, führt aber auch dazu, dass sich die Tiere vom Menschen nicht bedroht fühlen und völlig natürlich verhalten.

Im Amazonastiefland Boliviens wurde im Jahr 1995 der Madidi-Nationalpark geschaffen. Das war ein Einschnitt für die indigenen Tacana, weil sie dort nicht mehr jagen oder Bäume fällen durften. Doch die Gemeinde San Miguel verstand das als Chance und setzte auf den Tourismus. Ihre mitten im Dschungel errichteten Lodges funktionieren mit Solarstrom und werden von den 35 Familien des Ortes betreut, die den Regenwald kennen wie ihre Westentasche. Bessere Führer kann man sich kaum wünschen. Dafür gab es 2011 den TO DO Award. ■

Der Tourismus ist ein wichtiger Wirtschaftszweig und Devisenbringer: Im Jahr 2017 besuchten 1,6 Mio. Besucher **Ecuador** und ließen 1,2 Mrd. US-Dollar im Land. Den größten Anteil stellen Reisende aus den Nachbarländern Kolumbien und Peru, gefolgt von Europa und den USA. Im Tourismus arbeiten knapp eine halbe Million Menschen. Damit steht der Sektor bei der Schaffung von Arbeitsplätzen an sechster Stelle.

Nach **Bolivien** reisten 1,2 Mio. Besucher und ließen 711 Mio. US-Dollar im Land. Die Regierung strebt bis 2025 1,8 Mio. Gäste an und setzt auf Individualreisende und gemeindebasierten Tourismus. Rund 100 solcher Gemeinden sind beim Tourismusministerium registriert.

Spitzenreiter ist **Peru** mit 4 Mio. Besuchern in 2017, eine Verdoppelung in zehn Jahren. Die meisten Touristen kommen aus Chile und den USA. Der Flughafen in Lima ist inzwischen zu klein und soll ausgebaut werden. Der Tourismus ist mit 4,3 Mrd. US-Dollar der dritt wichtigste Devisenbringer. Rund 1,3 Mio. Menschen leben von ihm.

Sandra Weiss



Haus der Talente

Padre Juan Goicochea ist Priester in einem der ärmsten Vororte Limas, in Chorrillos. Mit der »Casa de los talentos« – dem Haus der Talente – hat sich der 49-Jährige einen Lebenstraum erfüllt.



»Die Jugendlichen sollen hier ihre Fähigkeiten entdecken, um damit Selbstvertrauen für ihr Leben zu entwickeln«, erklärt der aus dem Norden Perus stammende Ordensmann, dessen Arbeit vom deutschen Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird. Rodrigo ist mit seinen 25 Jahren selbst noch Jugendlicher, aber bereits einer der Mitarbeiter in der »Casa de los talentos«. »Wir Jugendlichen hier in Peru haben die falschen Götter«, sagt er schmunzelnd. »Fernsehen, Computer, Konsum.«

»Viele hier haben keine eigene Geschichte, kennen noch nicht einmal ihren Vater«, erklärt Rodrigo. Viele der Kinder, die in die Casa kommen, leben mit ihren Familien in kleinen Hütten auf den sandigen Hügeln, von denen Chorrillos umgeben ist. Ohne Strom, Wasser oder Abwasser. »Bei acht Kindern sind die Mütter häufig völlig überfordert«, erklärt Juan. Die Familienverhältnisse sind schwierig. Missbrauch, Alkoholismus und Gewalt begleiten viele Kinder durch ihre Jugend.

1551 wurde die »Universidad Nacional Mayor de San Marcos« in der peruanischen Hauptstadt Lima gegründet. Sie ist die älteste Universität Südamerikas. Doch Bildung blieb über Jahrhunderte hinweg in den Andenländern ein Privileg der Reichen – und der Männer.

Erst 1875 nahm eine Frau ein Universitätsstudium auf: Maria Trinidad Enriquez aus Cusco (Peru) studierte Jura und wurde zu einer Vorkämpferin der Frauenbewegung. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts konnte gut die Hälfte der Bevölkerung der Andenländer weder lesen noch schreiben. Heute liegen die Analphabetenraten bei 9,4% (Bolivien) 7% (Peru) und 5,8% (Ecuador).

Der Besuch staatlicher Schulen ist kostenlos, doch ihr Niveau ist niedrig, und die Absolventen haben wenig Chancen, einen der begehrten Studienplätze an den ebenfalls kostenlosen staatlichen Universitäten zu bekommen. Viele weichen deshalb auf private Hochschulen aus, doch die sind oft Geschäftemacherei und garantieren keine qualitativ hochwertige Ausbildung für den Arbeitsmarkt.



Manche Jugendliche schließen sich aus Perspektivlosigkeit und Einsamkeit Jugendbanden an, nehmen Drogen, landen in der Kriminalität, haben psychische Probleme. Andere wiederum schaffen es, aus diesem Sumpf zu entkommen, schließen die Schule ab, studieren an einer Universität, haben einen Job. »Jedes Kind und jeder Jugendliche hat ein Talent, und wir müssen die jungen Menschen dabei unterstützen, das zu finden und zu entwickeln«, sagt Padre Juan.

Die »Casa de los talentos« bietet den Jugendlichen eine Alternative zur Straße. Hier finden sie all das, was ihnen in ihren häufig zerrütteten Familien inmitten von Armut und Gewalt fehlt: Schutz, Vertrauen, ein offenes Ohr für ihre Probleme. Auf den fünf Etagen des Jugendhauses können die Jugendlichen ihre Talente frei ausleben. Auf dem Dachboden wirbeln sich die Breakdancer mit atemberaubender Geschwindigkeit im Kopfstand über den Boden. Gegenüber toben sich Halbstarke an Fitnessgeräten aus. Im Erdgeschoss gibt es Theaterkurs und Volkstanz, und im Keller machen die Jugendlichen in Baggy Jeans peruanische Volksmusik mit Gitarre und Panflöte.

»Wir alle kennen die Kraft der Jugendlichen, wenn sie sich in die Gemeinde, in ihr Viertel einbringen«, sagt Padre Juan. Genau darum gehe es: dass Jugendliche auf ihre Art und Weise Verantwortung übernehmen, ihr Leben und ihr Umfeld gestalten könnten. ■

Mareille Landau

Mitten unter den Armen

Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat mit Sitz in Essen fördert in Peru, Bolivien und Ecuador Bildungsprojekte. Die Jugendlichen, an die sich die Projekte vorrangig richten, kommen aus den armen Randregionen der Großstädte, aus der Landbevölkerung und aus indigenen Gemeinden. Ziel ist es, Jugendlichen die Chance zu geben, Gestalter ihrer eigenen Zukunft zu werden.

Die Bildungssituation hat sich in ganz Lateinamerika verbessert. Doch das löst die Probleme nicht: Immer noch wächst die Zahl der Jugendlichen, die keine Arbeit haben. Immer mehr Jugendliche arbeiten auch im informellen Sektor, ohne Anstellungsvertrag und ohne Sozialversicherung.

*»Unsere Partner bitten uns oft um Unspektakuläres«, sagt Thomas Wieland, Leiter der Adveniat-Projekt-
abteilung: »vier Wände, Kost und Logis, Busfahrkarten, um an Fortbildungsveranstaltungen teilnehmen zu können.« Deswegen lebten Projektpartner wie Padre Juan Goicochea mitten in den Armenvierteln.
»Denn die Armen wissen selbst sehr genau, wie man ihnen helfen kann.«*



Andine Vibes



Die Musik der Andenländer hat mehr zu bieten als die klassische Panflöte und Charango-Gitarre. Zwischen Lima und Guayaquil ist in den letzten Jahren eine neue Generation von Musikern herangewachsen, die Altes und Neues fusioniert, wie etwa die Band Novalima.

Marcos Mosquera lässt das rhythmische Rasseln der Quijada erklingen. »Eso«, ruft ein Tänzer anerkennend hoch zur Bühne im rasselvollen »Sergento Pimienta«. Der Club ist eine bekannte Adresse in Limas Nachtleben. Einst als Rocklocation eröffnet, tummeln sich nun auch moderne Bands wie Novalima auf der Bühne. Das achtköpfige Ensemble aus Perus Hauptstadt steht für die Wiederentdeckung afroperuanischer Rhythmen und deren Erneuerung. Das symbolisiert kaum etwas so gut wie die Quijada, ein Instrument aus dem ausgebleichten Unterkiefer eines Esels, dessen Zähne gelockert wurden. So entsteht das charakteristische rasselnde Schnarren, welches gleich zum Auftakt des Sets von Novalima zu hören ist. Quijada, Cajón – die klingende Fischkiste – sowie Congas und Guiro (ein Schrap-instrument) sind klassische afroperuanische Perkussionsinstrumente, die zum Markenzeichen der Band wurden – neben den elektronischen Beats.

Diese charakteristischen Klänge kommen an auf den Dancefloors zwischen New York, Madrid und Neu-Delhi. »Wir haben eine Nische gefunden«, sagt Ramón Pérez-Prieto. Der 45-jährige DJ und Produzent hat lange im Ausland gelebt und bastelt in seiner Wohnung im Zentrum der Neunmillionenmetropole an Songs für die Tanzflächen der Welt.

Dabei fusioniert er afroperuanische Rhythmen mit Dub, Reggae, House und ab und zu auch mit rockigen Reminiszenzen oder solchen aus der indischen Musik. Die afroperuanischen Beats haben die Soundtüftler von Novalima über einen Umweg entdeckt: »Erst über den Afrobeat von Fela Kuti und Susana Baca bin ich darauf gekommen«, erinnert sich Ramon Pérez-Prieto. Baca, die Grammy-Gewinnerin von 2002, hat die schwarze Musik salonfähig gemacht. Seither haben afroperuanische Musiker im Musikbetrieb eine echte Chance, aufzusteigen. Zugleich hat ihr Erfolg dafür gesorgt, dass auch andere fast vergessene Rhythmen eine Renaissance erleben. Die peruanische Cumbia, die psychedelische Chicha sowie mehrere Folklorestile



wurden wiederentdeckt. 2017 gab es rund 600 peruanische Musikproduktionen. »Ein Erfolg im Vergleich zu den 80er und 90er Jahren, als man sich vor allem am US-Musikmarkt orientierte«, meint Pérez-Prieto.

Ein Phänomen, das auch in Bolivien und Ecuador zu beobachten ist, nur hat es dort eher politische Ursachen. Beide Länder haben sich durch die Wahlen von Evo Morales, Boliviens erstem indigenen Präsidenten, sowie dem linken Wirtschaftswissenschaftler Rafael Correa in Ecuador vom US-Einfluss gelöst. Das hat in Bolivien dazu geführt, dass indigene Traditionen und auch Musikstile eine Renaissance erlebten. Bands wie Wara, die traditionelle Klänge mit Rock fusionieren, gehören genauso dazu wie die folkloristischen Kala Marka oder Los Kjarkas. Doch daneben gibt es Bands wie Aymuray, die traditionelle Musik der Quechua-sprechenden Bevölkerung aufgreifen und mit Jazz fusionieren. So ist Boliviens Musikszene vielfältiger geworden,

und dafür stehen auch junge Rapper wie Ukamau y Ké, die in El Alto, oberhalb von La Paz, eine quirlige kleine Hip-Hop-Szene rund um das Kulturzentrum »Wayna Tambo« aufgebaut haben. Kritische Reime zur Umweltpolitik gehören genauso zum Programm wie die Kritik am fehlenden Respekt für das »Buen

Vivir«, das ressourcenschonende Lebenskonzept der indigenen Völker. In kommunalen Radios und hin und wieder auch auf professionell produzierten CDs sind Boliviens Rapper zu hören.

Diese charakteristischen Klänge kommen an auf den Dancefloors zwischen New York, Madrid und Neu-Delhi.

Noch abwechslungsreicher ist die Musikszene Ecuadors. Neben dem andinen San-Juanito-Rhythmus gibt es die an der Küste überaus populäre Bomba. Die hat afroecuadorianische Wurzeln, ist perkussiv und ursprünglich stark von der mit dem Xylofon verwandten Marimba geprägt. Deren charakteristischer Sound wird etwa von Petita Palma und ihrer Gruppe Tierra Caliente gepflegt. In Ecuadors Küstenmetropole Guayaquil ist die Bomba mit Salsaelementen aufgepeppt worden. Etwas bedächtiger geht es in Quito zu. Dort steht die Wiege des El Pasillo, eines auf dem europäischen Walzer basierenden Musikstils, der mit Elementen aus der indigenen Musik fusioniert wurde. Aus diesem reichhaltigen musikalischen Erbe bedienen sich Bands wie Swing Original Monks, die Rapper von Mugre Sur oder die Folkmusiker von Pánico, die derzeit zu den angesagten Gruppen in der Musikszene Ecuadors gehören. ■

Knut Henkel



Vielschichtig



Wie ein Paukenschlag rüttelten drei Romane die literarische Welt des Andenraums auf und legten den Grundstein zu einer völlig neuen Literaturgattung: dem sozial engagierten »Indigenismo«. Den Beginn machte der Ecuadorianer Jorge Icaza (1906–1978) im Jahr 1934 mit seinem Roman »Huasiungo«. Er ist einzigartig, weil er nur in einem indianischen Erfahrungsraum vorstellbar ist. Dass sich ein Autor auf die Seite der indigenen Bevölkerung (smehrheit) seines Heimatlands stellte, war völlig neu, dass er sich mit dem Problem der Landvertreibung auseinandersetzte, ebenso. Eine neue Form des Bewusstseins entstand in der Literatur, man untersuchte nun seine eigene Identität, seine eigene Herkunft.

Und streifte seine Ketten ab. Spanien, Portugal, Frankreich, Großbritannien, später auch die USA hatten Lateinamerika kolonialisiert und über ein Jahrhundert die literarischen Moden vorgegeben. Mit der Kolonialherrschaft wurden auch die Hierarchien etabliert: die Weißen oben, Mestizen und »Indígenas« unten. Und wenn dann doch einer Großkapitalist wurde, wie der Protagonist in Augusto Céspedes' (1904–1997) Roman »Teufelsmetall«, dann übernahm er selbstverständlich die Umgangsformen des weißen Kolonialherren. »Teufelsmetall« erschien 1946 und war lange Zeit in Bolivien, das unter der Diktatur von Hugo Banzer litt, verboten.

Zu der andinen Autorentriade gehört auch José María Arguedas (1911–1969), der sich nicht nur den sozialen Verwüstungen widmete,

Der Literaturnobelpreis für den Peruaner Mario Vargas Llosa 2010 hat der andinen Literatur eine Renaissance beschert. Buchhandlungen wie diese hier in Quito sind gut bestückt.



die die Kolonialherrschaft auf das Alltagsleben der Indígenas ausübte, sondern auch die Formen indianischer Sprache und Vorstellungswelten lebendig werden ließ. In den Romanen des Peruaners scheinen Tiere, Flüsse, Wüsten und Täler ein eigenes Leben zu haben, ebenso Musik und Tänze. Das entspricht der indianischen Tradition: Es gab im Inkareich keine geschriebene Sprache, aber mündlich überlieferte Sagen, Gesänge und Geschichtenerzähler. Als die Inkakultur und das Quechua im 20. Jahrhundert rehabilitiert wurden, wurden lyrische Texte und Gesänge transkribiert, darunter Tanzlieder, die bei Arguedas so oft vorkommen: »waynu«, eine Art Madrigal, und die Klagelieder »wanka«. Im Gegensatz zu Icaza und Céspedes erlebt Arguedas derzeit eine kleine Renaissance im deutschsprachigen Raum; zwei seiner

Bücher (»Die tiefen Flüsse«, »Diamanten und Feuersteine«) sind von Wagenbach und Suhrkamp neu aufgelegt worden.

Eine neue Form des Bewusstseins entstand in der Literatur, man untersuchte nun seine eigene Identität, seine eigene Herkunft.

Aktuell schwierig, aber machbar: Wie löst man sich aus dem Schatten des genialen peruanischen Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa und des magischen Realismus, mit dem die halbe Welt lateinamerikanische

Literatur identifiziert? Zum Beispiel, indem man wie der Bolivianer Edmundo Paz-Soldán die Bewegung »McOndo« gründet, die den urbanen, globalisierten Sound in die Literatur einbringt, ohne den politischen Bezug zu vergessen. Leider hat sich noch keine Übersetzung ins Deutsche gefunden. Oder indem man sich der jüngsten Vergangenheit annimmt, wie es die Peruaner Alonso Cueto und Daniel Alarcón mit großem internationalem Erfolg tun. Sie fragen sich in ihren Werken, wie die Terrortaten des Leuchtenden Pfads und die Repressionen der Regierung das Leben der Peruaner veränderten und bis zum heutigen Tag prägen.

Die Literatur des Andenraums ist vielschichtiger geworden, sie konzentriert sich nicht mehr auf bestimmte Themenblöcke. Sie versammelt und repräsentiert Subkulturen: die indianische, die urbane und die feministische. So kann etwa der Bolivianer Rodrigo Hasbún in seinem hochgelobten Roman »Die Affekte« die Geschichte der Auswandererfamilie Ertl skizzieren – Hans war Kameramann von Leni Riefenstahl, seine Tochter Mónica bolivianische Guerrillera. ■ *Susanne Asal*



Doña Lu

Weil ihr Name Lucila Chicaizasus so kompliziert ist, nennen ihre Kolleginnen sie nur Doña Lu. Sie wird bald 50 Jahre alt, und 23 davon hat sie im Blumenexport gearbeitet. Lu hat ein Händchen für die Blüten, und ihre Meinung wird daher hoch geschätzt. Blumen sind Ecuadors dritt wichtigstes Exportprodukt. Direkt am Äquator mit der Tagundnachtgleiche und der senkrechten Sonneneinstrahlung wachsen Blumen besonders schön. Rund 55.000 Menschen arbeiten in dem Sektor, 881 Millionen US-Dollar brachten Blumenexporte 2017 ein.

Seit 13 Jahren arbeitet Lu bei Valleflor, einem Exportunternehmen in der Gemeinde Pifo außerhalb von Quito. Dort werden 15 verschiedene Blumensorten angebaut und ganzjährig per Flugzeug ins Ausland transportiert. So haben die Gärtnereien in Europa und den USA auch dann knackige Rosen, Nelken und Rittersporn, wenn draußen Schnee liegt. Lu wird im Unternehmen geschätzt, weil sie ein Gespür für die Aussaat und die Pflege hat. Mittlerweile ist sie Aufseherin, hat 26 Frauen unter sich und verdient mit 600 US-Dollar monatlich fast doppelt so viel wie den gesetzlichen Mindestlohn. Insgesamt arbeiten 220 Menschen bei Valleflor.

Ihr Arbeitstag beginnt um 6.05 Uhr morgens, wenn sie vom firmeneigenen Bus abgeholt wird. Die Fahrt dauert eine halbe Stunde. Im Unternehmen bekommen die Mitarbeiter ein Frühstück, um 6.45 Uhr beginnt der Arbeitstag und endet um 15.45 Uhr. »Wir füllen Nährlösung nach, schneiden überschüssige Triebe ab und schauen nach dem Rechten«, erzählt Lu. Die kleinen Pflänzchen sind für sie fast so etwas wie Kinder. Früher arbeitete sie bei einem anderen Blumenexporteur, musste dort aber aufhören, weil ihr Mann in einem anderen Bezirk eine Arbeit fand und die Anfahrt zu weit gewesen wäre. »Aber nach zwei Monaten hatte ich solche Sehnsucht, dass ich mich nach einer neuen Blumenzucht umgesehen habe und Valleflor fand.«

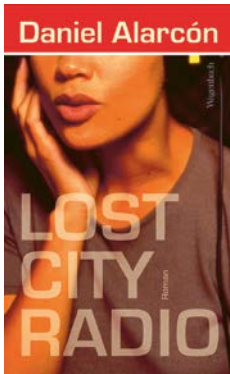
Wegen Ausbeutung, Einsatz von Pestiziden und Hungerlöhnen stand die Blumenindustrie vor Jahren im Visier internationaler NGOs. Der Druck und die Einführung von Qualitätszertifikaten hat die Umwelt- und Sozialstandards deutlich erhöht. Lu ist stolz auf ihre Arbeit und zählt sich zur Mittelschicht. Von ihrem Ersparten hat sie ein Grundstück erworben und nach und nach ein Mehrfamilienhaus gebaut, in dem sie mit ihrem Mann, ihren drei Töchtern und zwei Enkelinnen lebt. »Nichts Großes, aber es reicht für uns, und vor allem habe ich einen Garten«, strahlt sie, denn sie hat sich die Erdgeschosswohnung gesichert. Die Blumenindustrie bietet vor allem Frauen Aufstiegschancen, argumentiert Cristina Sánchez von der Personalabteilung von Valleflor. »60 Prozent unserer Angestellten sind Frauen. Sie achten mehr aufs Detail, sind geschickter und ausdauernder.«

In ihrer Freizeit geht Lu gern zu Fußballspielen. Besonders lautstark unterstützt sie den Club ihrer Gemeinde Santa Marta de Puemba, sie mag aber auch den Erstligisten Liga Deportiva Universitaria, der regional schon zahlreiche Titel errungen hat. Ihre Leidenschaft sind jedoch die Blumen, auch ihr Garten ist ein kleines Paradies. »Mein Mann wundert sich, warum ich gern Blumen geschenkt bekomme, wo ich doch den ganzen Tag mit ihnen zubringe«, erzählt sie augenzwinkernd. ■

Manuela Botero



»Lost City Radio«



»Lost City Radio« ist das großartige, universelle Porträt eines Landes zwischen Repression und Bürgerkrieg. Jahre nach dem Ende eines blutigen Bürgerkriegs regiert das Vergessen.

Die alten Sprachen sind verboten, die Ortsnamen durch Zahlen ersetzt und die Erinnerungen an die Besiegten ausradiert. Eine Frau jedoch, Norma, leistet mit ihrer unverwechselbaren Stimme subtilen Widerstand: Sie moderiert die Radiosendung »Lost City Radio«, in der die Zuhörer nach ihren Vermissten suchen können.

Sie nahmen Norma am Dienstagmorgen aus der Sendung, weil ein Junge im Rundfunkhaus abgesetzt worden war. Er war still und dünn und hatte einen kurzen Brief dabei. (...) Eine Sitzung wurde anberaumt. Der Konferenzraum war lichtdurchflutet und bot nach Osten hin zu den Bergen eine herrliche Aussicht über die Stadt. Als Norma eintrat, hatte Elmer am Kopf des Tisches Platz genommen und rieb sich das Gesicht, als wäre er aus einem ruhelosen, unbefriedigenden Schlaf geweckt worden. Als sie sich setzte, nickte er ihr zu, dann gähnte er und spielte mit dem Deckel eines Pillendöschens, das er aus der Tasche genommen hatte. »Hol mal Wasser«, bat er stöhnend seinen Assistenten. »Und leere die Aschenbecher, Len, Herrgott.«

Der Junge saß Elmer gegenüber auf einem Holzstuhl mit steifer Lehne und startete auf seine Füße. Er war schmal und zerbrechlich, die Augen zu klein für sein Gesicht. Sein Kopf war kahl rasiert – wegen der Läuse, nahm Norma an. Auf seiner Oberlippe sah man die ersten zarten Spuren eines Bartes. Sein Hemd war abgetragen, die ungesäumten Hosen mit einem Schnürsenkel um die Hüften geknotet. Norma saß ihm am nächsten, mit dem Rücken zur Tür und dem Blick auf die weiße Stadt. Len kam mit einem Krug Wasser zurück. (...) Elmer goss sich ein Glas ein und nahm zwei Tabletten. Er hustete in seine Hand. »Lasst uns gleich zur Sache kommen,« sagte Elmer, als Len sich gesetzt hatte. »Entschuldige Norma, dass wir die Nachrichten unterbrochen haben, aber wir wollen, dass Du Victor kennenlernst.«

»Junge, sag ihr, wie alt du bist«, sagte Len. »Ich bin elf«, sagte das Kind, seine Stimme war kaum zu hören, »elfeinhalb«. Len räusperte sich und schaute zu Elmer, als bäte er um Erlaubnis zu sprechen. Ein Nicken vom Chef, und er fing an. »Das ist ja ein tolles Alter«, sagte Len. »Also, Du wolltest zu Norma, nicht wahr?« »Ja«, sagte Victor. »Kennst du ihn?« Norma verneinte. »Er sagt, dass er aus dem Dschungel kommt«, fuhr Len fort. »Wir dachten, du möchtest ihn vielleicht kennenlernen. Für die Sendung.« »Super«, sagte sie. »Danke.«

Elmer stand auf und ging zum Fenster. Seine Umrisse zeichneten sich vor der diesigen Helligkeit als klarer Schatten ab. Norma kannte das Panorama: die Stadt, die sich bis zum Horizont erstreckte und weiter. Wenn man die Stirn an die Scheibe drückte, konnte man unten die Straße sehen, die breite Allee, voller Autos und Menschen, voller Busse und Motorradtaxi und Gemüsewagen. (...) Falls Elmer gerade etwas sah, schien es ihn nicht zu interessieren. Er drehte sich wieder



um. »Nicht einfach nur aus dem Dschungel, Norma. Aus 1797.«
Norma setzte sich aufrecht hin. »Was sagst du da, Elmer?«

Es war eines der Gerüchte, von denen sie wussten, dass es stimmte: Massengräber; anonyme Menschen, ermordet und dann in Gräben geworfen. Sie hatten natürlich nie darüber berichtet. Wie alle anderen. Und schon viele Jahre nicht mehr darüber gesprochen. Etwas Schweres lastete jetzt auf ihrer Brust. »Wahrscheinlich ist nichts dran«, sagte Elmer. »Aber zeigen wir ihr erst einmal den Brief.« Victor zog ein Blatt Papier aus der Tasche, wahrscheinlich dasselbe, das er der Empfangsdame gezeigt hatte. Er gab es Elmer, der seine Brille aufsetzte und sich räusperte. Er las laut vor:

Liebe Frau Norma,

dieser Junge heißt Victor. Er kommt aus dem Dorf 1797 im östlichen Teil des Dschungels. Wir, die Bewohner von 1797, haben all unser Geld zusammengelegt und ihn losgeschickt in die Stadt. Wir wollen ein besseres Leben für Victor. Hier hat er keine Zukunft. Bitte helfen Sie uns. Umseitig finden Sie eine Liste verschwundener Menschen. Vielleicht kann einer von ihnen für den Jungen sorgen. Wir hören jede Woche Lost City Radio. Wir lieben Ihre Sendung
Ihr größter Fan, Dorf 1797.

»Norma«, Elmer setzte erneut an, »es tut mir leid. Es wäre großartig für die Sendung, aber wir wollten dich vorher warnen.« »Ist schon okay.« Sie rieb sich die Augen und atmete tief ein. »Ist schon okay.« Norma hasste die Nummern. Früher hatte jede Stadt einen Namen gehabt, einen plumpen, tausend Jahre alten Namen, geerbt von Gott weiß welchem ausgestorbenen Volk. Namen mit harten Konsonanten, die klangen, als riebe Stein gegen Stein. Doch jetzt wurde alles modernisiert, selbst die hintersten Winkel des Landes. Das alles hatte erst nach dem Ende des eigentlichen Konfliktes begonnen, war neue Regierungspolitik. Man ging davon aus, dass die Leute das alte System vergessen würden. Norma war sich da nicht so sicher. »Weißt du, wie dein Dorf früher hieß?«, fragte sie den Jungen. Victor schüttelte den Kopf. Norma schloss einen Moment lang die Augen. Wahrscheinlich hatte man ihm beigebracht, das zu sagen. Nach Kriegsende hatte die Regierung die alten Karten konfisziert. Sie wurden aus den Regalen der Nationalbibliothek entfernt, von Bürgern abgegeben, aus Schulbüchern ausgeschnitten und dann verbrannt. (...) Einst hatte Victors Dorf einen Namen gehabt, doch der war jetzt verloren. In der Nähe dieses Dorfes war ihr Mann Rey verschwunden.



Daniel Alarcón, 1977 in Lima geboren, lebt in Oakland/USA. Der Mitherausgeber der peruanischen Literaturzeitschrift »Etiqueta Negra« erhielt 2007 für seine Arbeit in den USA ein Guggenheim-Stipendium und wurde sowohl von der Zeitschrift »Granta« als auch vom »Smithsonian Magazine« in die Liste der besten Nachwuchsschriftsteller aufgenommen. »Lost City Radio« stand auf der Shortlist des besten US-amerikanischen Debütromans.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Wagenbach Verlag.



Mode mit Geist, Herz und Hand

Misericordia heißt Perus einziges Modelabel. Dort wird nicht nur fair bezahlt, sondern es gelten auch die Fünftagewoche und ein Achtstundenarbeitstag. Ungewöhnlich in Perus Textilindustrie, und genauso ungewöhnlich ist, dass bei Misericordia die Kleidungsstücke vom Zuschnitt bis zur letzten Naht von ein und derselben Person produziert werden.

Der grüne abgeschabte Rollladen ist nur halb hochgezogen, dahinter kommt eine helle Holztür zum Vorschein. Darauf klebt der Zettel mit dem Schriftzug »La Cabaña de Alta Costura – Misericordia«, was auf Deutsch so viel bedeutet wie »Baracke der Haute Couture«. Neymar Vergaray Sánchez blickt durch den Türspalt und schmunzelt: »Ja, wir sind schon ein bisschen anders.« Sánchez arbeitet im Erdgeschoss des Fabrikgebäudes in Limas Stadtteil San Miguel und kennt sich aus im Textilsektor. Er ist für den Einkauf von Stoffen, Garnen und Knöpfen verantwortlich und regelmäßig auf dem größten Stoffmarkt Limas, La Gamarra, unterwegs. Ansonsten schneidet er Stoffe zu und schätzt es, dass bei Misericordia gemeinsam nach Ideen für die Kollektionen gesucht wird. »Hier geht es wenig hierarchisch zu«, sagt er mit einem breiten Grinsen.

Verantwortlich dafür ist Aurelyen Conty, Gründer von Misericordia, Designer und Franzose, der mit einem Bein in Lima und einem in Paris lebt. 2003 entdeckte er mit seinem Freund Mathieu Reumaux eine kleine Schneiderei im Norden Limas, die von Nonnen betrieben wurde und Schuluniformen und Sportjacken mit dem Logo von »Nuestra Señora de la Misericordia« herstellte. So hieß die Schule im Armenviertel Zapallal, und das fanden die beiden Franzosen so cool, dass sie auf die Idee kamen, eine komplette Kollektion auf die Beine zu stellen. »Wir haben uns in das Land verliebt, wollten helfen, neue Perspektiven aufzubauen«, erinnert sich Conty, damals noch Kunststudent. 10.000 Euro für Stoffe und Co. hatten sich die beiden geliehen, fünf Mitarbeiter gab es und die Bretterbude in Zapallal.

15 Jahre später hat Conty die Bretterbude verlassen, das Fabrikgebäude in San Miguel bezogen, wo knapp 40 Mitarbeiter an zwei Kollektionen pro Jahr arbeiten. Die werden in Paris, Rom, Berlin und Tokio verkauft. Streetwear mit peruanischem Touch, die von Jahr zu Jahr kreativer wird. »Sticken, Weben, Siebdruck haben wir im Lauf der Jahre dazugelernt, und so manchen Kniff an der Nähmaschine«, sagt Nicolás Villadeza, der seit neun Jahren dabei ist. »Gemeinsam wachsen« ist der Anspruch Contys, und das mit Materialien aus Peru. Biobaumwolle aus dem Norden wird genauso verarbeitet wie Wolle von Alpakas aus den Hochebenen des Südens. Mode, die mit Geist, Herz und Hand produziert wird – und viel Fairness. ■ *Knut Henkel*



Mit Toquilla-Strohhut und Poncho auf Landpartie. Firmen wie Eloy Bernal aus Ecuador haben Erfolg mit traditioneller Mode in modernem Design.

Andenmode

Schon 1992 wurde in Bolivien das erste indigene Modelabel »Waliki« gegründet. Doch den Sprung raus aus der Ökoecke brachte ein deutsch-französisches Entwicklungsprojekt. Im Jahr 2004 wurden erstmals europäische Modeschöpfer und bolivianische Weberinnen zusammengebracht. Daraus entstand eine europäisch-andine Modekollektion, die mit großem Erfolg in den Städten auf dem Laufsteg vorgeführt wurde.

Die Idee dahinter war simpel: Alpakawolle ist eines der klassischen Exportprodukte der Anden – warum sie nicht mit Mehrwert versehen und eine Wertschöpfungskette in Gang setzen? Dank des kreativen Talents junger Designer ist aus der Mode ein boomender Sektor geworden. Designerinnen wie Eliana Paco und Beatriz Canedo aus Bolivien oder Meche Correa aus Peru erobern internationale Laufstege. Gekonnt mischen sie edle Materialien mit traditionellen Farben, Mustern und Webstilen. Die hohe Nachfrage nach Wolle hat der im Niedergang begriffenen Alpakazucht im Hochland Auftrieb gegeben.

Klima im Wandel

Die pazifische Küste, das emporsteigende Gebirge, der tropische Amazonasregenwald – so vielfältig und beeindruckend ist der Andenraum. Diese Landschaften bieten teilweise noch unberührte Natur und sind Lebensraum für viele Millionen Menschen unterschiedlicher Kulturen. Der Klimawandel bedroht aber auch hier die etablierten Formen des Zusammenlebens. Gleichzeitig kann und will die Region einen großen Beitrag zum weltweiten Klimaschutz leisten.



Der Klimawandel ist eine große Herausforderung für die Landwirte in den Anden.

Gletscherschmelze, Trockenheit und Wüstenbildung sind nur einige der sichtbarsten Folgen des Klimawandels. Circa 95 Prozent der tropischen Gletscher, welche besonders schnell schmelzen, liegen in Peru, Ecuador und Bolivien. Sie sind wichtige Süßwasserspeicher. Ihre Schmelze zeigt ein ähnliches Ausmaß wie die in der Arktis, allerdings mit direkten negativen Auswirkungen auf eine viel größere Bevölkerung. Trockenheit und Erosion bedrohen zunehmend die Landwirtschaft und Ernährungssicherung der Einwohner, insbesondere im andinen Hochland und in den trockenen Küstenregionen. Hinzu kommt die fortlaufende Abholzung des Regenwalds, welche dem Wasserzyklus in diesen Regionen schadet und Niederschläge knapper werden lässt. In Zusammenarbeit mit ihren Partnerländern Bolivien, Ecuador und Peru möchte die deutsche Bundesregierung dem Klimawandel und dessen Folgen für Umwelt und Menschen entgegenwirken. Hierzu unterstützt sie die Regierungen und andere Akteure vor Ort, die sich der Herausforderungen, aber zugleich auch des besonderen Werts ihrer Natur bewusst sind. Schutz von Waldflächen und Biodiversität spielen eine ebenso große Rolle wie die Anpassung von Infrastruktur und Landwirtschaft an sich wandelnde klimatische Bedingungen.

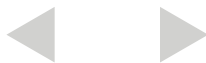
Bolivien ist weltweit eines der vom Klimawandel am stärksten betroffenen Länder. In weiten Teilen, insbesondere in der Andenregion, herrscht Wasserknappheit. Hier ist die



Wasserversorgung vor allem von den Gletschern der Hochgebirge abhängig. Doch innerhalb der letzten 40 Jahre ist bereits die Hälfte der Gletscherfläche verloren gegangen. Der ehemals zweitgrößte See des Landes, der Lago Poopó bei Oruro, ist 2015 sogar vollständig ausgetrocknet. Immer häufiger sind landwirtschaftliche Einbußen oder Ernteauffälle die Folgen des Wassermangels. Der Klimawandel auf dem Altiplano verstärkt Migrationsbewegungen in Städte und Gebiete mit vermeintlich besseren Lebensbedingungen. Um den ländlichen Raum zu stärken, möchte die Regierung von Bolivien die Einkommensmöglichkeiten der ländlichen Bevölkerung verbessern. Deutschland unterstützt diese Bemühungen insbesondere durch Projekte im Wassersektor. Beispielsweise wird in den von Trockenheit betroffenen Gebieten der »Departamentos« Chuquisaca, Cochabamba, Santa Cruz, Tarija und Potosí durch effizientere Wassernutzung die Produktion und Verarbeitung von landwirtschaftlichen Produkten verbessert.

Ecuador ist – im Verhältnis zu seiner Fläche – das Land mit der größten Artenvielfalt der Welt. Mit etwa zehn Millionen Hektar Regenwald besitzt es große natürliche Kohlenstoffspeicher. Diese wichtige globale Ressource ist jedoch bedroht durch Übernutzung und Abholzung. Ecuador verfügt inzwischen über zahlreiche nationale Strategien zum Schutz von Wald und Klima und verdeutlicht damit sein politisches Interesse an diesem Thema. Mit Deutschland wurden daher als Schwerpunkte der Zusammenarbeit Waldschutz, Erhalt der Artenvielfalt sowie Schutz und nachhaltige Nutzung von Küsten- und Meeresbiodiversität vereinbart. Durch die gute Kooperation der beiden Länder konnte in den letzten 15 Jahren eine Waldfläche von circa 175.000 Hektar geschützt werden.

Peru beherbergt auf 72 Millionen Hektar, einer Fläche größer als Bayern, die zweitgrößten Tropenwaldgebiete Lateinamerikas. Gleichzeitig ist Lima die zweitgrößte Wüstenstadt nach Kairo. Entlang der Pazifikküste, dort, wo die meisten Bewohner des Landes leben, erstreckt sich die peruanische Küstenwüste. Um dem Klimawandel zu begegnen, liegt ein Schwerpunkt der deutschen Entwicklungszusammenarbeit in der nachhaltigen Stadtentwicklung. Auch hier bringt Deutschland seine Expertise in der Wasserwirtschaft ein, um dieses knappe Gut durch effiziente und sichere Nutzung zu schonen. Klima- und Umweltschutz stehen ebenso im Vordergrund beim deutschen Engagement im Abfallmanagement, der städtischen Mobilität und in der Förderung klimaneutraler Energie. ■ *BMZ, Referat Südamerika*



Teufelszeug



Die drohenden schwarzen Regenwolken sind über Don Flavio Garros Hütte hinweggezogen und haben der Sonne Platz gemacht, die das Tal von Quivilla in Zentralperu ausleuchtet. Der 78-Jährige schlurft bedächtig ein paar Schritte vor die Tür seiner Lehmhütte, blickt zum Himmel und nickt. Der Moment der Quinoaernte ist gekommen. Die ganze Familie schwärmt aus, um die roten, braunen, orangenen und purpurnen Halme zu ernten. Sie erinnern ein wenig an Hirse. Mit Sicheln werden sie gekappt. Die Männer schleppen die schweren Halme dann zum Hof und breiten sie auf einer Plastikplane aus. Flavio probiert eines der Kügelchen. »Sie ist gut, meine Quinoa, und gar nicht bitter«, sagt er zufrieden.

Flavio Garro schleppt die schweren Halme der Quinoa bis zu seiner Hütte, wo per Handarbeit die Spreu vom Korn getrennt wird.

Die Garros sind eine typische Bauernfamilie des Hochlands: vier Hektar, bepflanzt mit Hafer, Erbsen, Kartoffeln, Kürbissen, Bohnen, Pfirsichbäumen und Mais; fünf Kühe, ein paar Schweine, ein Schaf, Hühner und 20 Meerschweinchen. Ihr Hof liegt ein paar Kilometer außerhalb des Dorfes auf einer Anhöhe. Eine einsame, vergessene Gegend am Ende einer Schotterpiste und dann eine halbe Stunde Fußweg den steilen Berg hinauf. Wie überlebt man auf 3.300 Metern Höhe nur von dem, was die steinige, steil abfallende Erde hergibt?



Tolle Knolle

Sie ist nach Weizen und Reis das populärste Lebensmittel weltweit, doch eigentlich kommt sie aus den Anden: die Kartoffel. Es gibt Überlieferungen von ihrem Anbau seit 7000 v.Chr. In den Höhenlagen der Anden, wo Mais und Weizen wegen der ganzjährigen Bodenfröste nicht mehr gedeihen, wirft die Knolle noch gute Erträge ab, weshalb die Inka ihren Anbau auf Terrassen förderten.

Mitte des 16. Jahrhunderts gelangte sie über Spanien nach Europa. Allerdings dauerte es seine Zeit, bis sich die europäischen Gaumen an die »Teufelsknolle« gewöhnten. In Deutschland ist ihr Siegeszug Friedrich II. von Preußen (1712-1786) zu verdanken. Er schrieb den Bauern per Gesetz vor, auf einem Zehntel ihres Ackerlands Kartoffeln anzubauen, um so die wiederkehrenden Hungersnöte zu bekämpfen. Mehr als 5.000 Sorten sind weltweit registriert, in 130 Ländern wird sie angebaut. In Pisac in der Nähe von Cusco betreiben fünf Bauerngemeinden den »Parque de la Papa«, in dem Besucher alles über die Knolle erfahren können.

Die Inka wussten darauf eine Antwort, denn die kapriziöse Geografie Perus zwang sie dazu. Der Rest des Landes ist Wüste oder Dschungel. So bauten sie auf den steilen Abhängen Terrassen und Bewässerungskanäle, züchteten Lamas – die domestizierte Form der wilden Guanacos – und Meerschweinchen. Sie verfeinerten durch gezielte genetische Auswahl das Andengras zu Quinoa, bauten Kiwicha, Chocha, Oca und Olluca an – lauter nahrhafte, resistente andine Lupinen- und Knollengewächse.

Die spanische Eroberung von 1532 bis 1576 war ein traumatischer Einschnitt. Die Eroberer rissen sich nicht nur Gold und Silber unter den Nagel, sondern verboten auch den Anbau des »einheimischen Teufelszeugs« und zwangen die unterworfenen Bauern dazu, Kühe zu halten und Weizen anzubauen, der in der Höhe nicht gedieh. Das empfindliche Ökosystem hielt dem nicht stand, die Böden erodierten, die Andenbauern versanken in Armut. Ein Teufelskreis setzte ein, der sich bis ins 20. Jahrhundert fortsetzte: Die Landflucht begann, die Bauern konnten die wachsende Stadtbevölkerung nicht mehr versorgen, und Politiker schlossen Freihandelsverträge, von denen vor allem die Importeure billiger, subventionierter Lebensmittel aus den USA profitierten. Die protein- und nährstoffreiche Quinoa war eine Notlösung, die viele Bauernfamilien vor dem Verhungern rettete. »Sie war ein Arme-Leute-Essen«, erinnert sich Flavio. »Einen Markt dafür gab es nicht.«

Doch dann machten peruanische Starköche wie Gastón Acurio und Rafael Osterling traditionelle Andengewächse wieder salonfähig: die NASA setzte Quinoa wegen des hohen Nährstoffgehalts als Astronautennahrung ein, und plötzlich war sie »in«. Die Preise explodierten innerhalb von zehn Jahren um das 18-Fache. Quinoa kostete zehnmal so viel wie Kartoffeln, fünfmal mehr als Mais. Wer von Anfang an auf Quinoa gesetzt hatte, kam zu bescheidenem Wohlstand, zur dauerhaften Bekämpfung der Armut eignete sich der Quinoaanbau jedoch nicht. Die Preisexplosion führte dazu, dass sich die Anbauflächen enorm ausweiteten, inzwischen wird Quinoa sogar in China kultiviert. Das weltweite Überangebot hat 2017 die Preise purzeln lassen. Peru ist mit 79.000 Tonnen der größte Quinoaproduzent geblieben, seine Hauptabnehmer sind Europa und die USA. Um die Preise zu stabilisieren, hat die Regierung Programme zur Weiterverarbeitung aufgelegt. Quinoa-Spaghetti, Quinoamehl und sogar Quinoa-Hamburger sollen demnach bald die Welt erobern. Flavio Garro hofft, dass von dem Boom auch etwas in Quivilla ankommt. ■

Sandra Weiss





Die Absolventen der Kochschule »Pachacútec« außerhalb von Lima haben ihre Aufgabe erledigt und präsentieren stolz ihre Kreationen.

Im feuchtheißen Amazonasurwald erntet Bauer Evaristo Lazo stolz seine kürbisgroßen, süßen Papayas, die verführerischen Kakaoschoten und die fruchtig-sauren Copoazu-Früchte. Im frostigen Hochland der Anden kultiviert Amalia Quispe so wie schon ihre Urahnen Kartoffeln: rote, gelbe, braune. Hier wächst auch der »Inkaweizen« Quinoa. Und vor der 2.250 Kilometer langen Küste tummeln sich im kalten Humboldtstrom Thunfische, Sardinen, Seehechte, Muscheln. Ein kulinarischer Reichtum, der seinesgleichen sucht. Und der in der Hand peruanischer Köche zu verführerischen Gaumenfreuden verschmilzt, die das Land an die Spitze der internationalen Gastronomie katapultiert haben. Die alljährlich im September stattfindende Gastronomiemesse »Mistura« in Lima ist inzwischen eine Pilgerstätte für Feinschmecker aus aller Welt.

Das Geheimnis des peruanischen Erfolgs liegt eineinhalb Stunden nördlich der lärmenden Hauptstadt: die Kochschule der Stiftung »Pachacútec«. Inmitten der Wüste, umgeben von Raffinerien, Fischmehlfabriken und Müllkippen, in einer der ärmsten Gegenden Limas. Hier klappern die Kochlöffel, zischen die Pfannen



und brodelt es in den Töpfen. 18 Nachwuchsköche stehen am Herd und geben ihr Bestes. Hier werden Jugendliche aus Armenvierteln in die Feinheiten der Gaumenkunst eingewiesen. Die Studiengebühren liegen um ein Fünf- bis Sechsfaches unter denen an einer privaten Einrichtung; die besten Schüler können zudem ein Stipendium bekommen. Jährlich verlassen 100 Absolventen nach drei Jahren Ausbildung die Schule. Pate ist Perus Starkoch Gastón Acurio, einer der 20 besten Köche der Welt, der viele seiner besten Nachwuchschefs hier rekrutiert.

Dass sogar der baskische Molekularkönig Ferran Adrià im Restaurant von Acurio kochte, hat seinen Grund:

Der Hauch des Revolutionären schwebt über der neoandinen Küche. Die Revolution besteht nicht darin, eine Olive in ihre Bestandteile zu zerlegen und mit physikalischer Hilfe als Schaum neu zusammzusetzen, sondern darin ganz schlicht die Produkte der Region in neuer Kombination zu nutzen. Auch Meerschweinchen, auch schwarze Bohnen. Davon befeuert, eröffnete der Däne Claus Meyer im Jahr 2012 das »Gustu« in La Paz. Claus Meyer ist nicht irgendwer, er ist Mitbegründer des »NOMA«, eines der berühmtesten Restaurants der Welt. Für La Paz schwebte ihm vor, ausschließlich regionale Produkte von Kleinbauern zu verwenden, die außerordentliche Vielfalt kreativ auszuschöpfen und 30 Monate dauernde Ausbildungsgänge für jeweils 25 Jugendliche aus ärmeren Schichten zu schaffen. Also im Grunde etwas Ähnliches wie Acurio. Im »Gustu« heißt das: Fleisch von Vicuñas, Quinoa, aber auch Alligator aus dem tropischen Tiefland. Ein kleiner, aber feiner Unterschied: Acurio ist Peruaner, Meyer Däne. Und so muss sich das »Gustu« vorwerfen lassen, hier würde einer, der europäischen Aromen müde, die Armenküche Boliviens zum aberwitzig teuren Event aufplustern.

Sicher, für Arbeiter und Angestellte sind die Restaurants von Acurio und Meyer teuer. Die Strahlkraft allerdings, die von ihnen ausgeht, hat die Bauernküche aufgewertet und Chancen geschaffen. Neue Restaurants eröffnen, und Jugendliche finden einen hoch angesehenen Ausbildungsplatz. ■

Susanne Asal

»Papas a la huancaína«

Dieses Kartoffelgericht stammt von Perus Gastrokönig Gastón und demonstriert, was aus Essensresten oder preiswerten Zutaten alles gezaubert werden kann.

4–6 Kartoffeln, festkochend

2–3 Eier

Kondensmilch

Paste der gelben Chilischote oder frische »Ají amarillo«

200 g Ricotta, Frischkäse oder Schafskäse oder eine Mischung davon

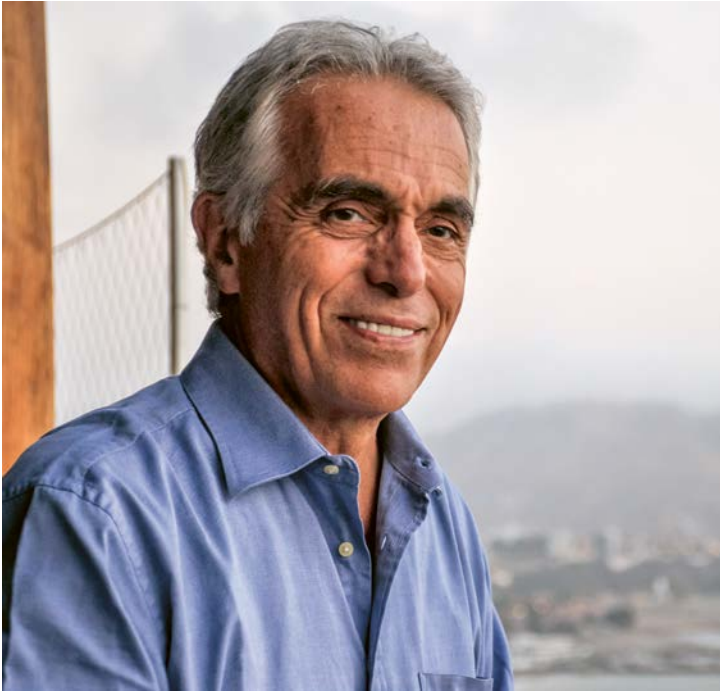
Einige geröstete Erdnüsse und Cracker

Schwarze Oliven und Salatblätter für die Deko

Kartoffeln und Eier kochen, pellen und auskühlen lassen. Den Frischkäse mit 1 EL der Chilipaste vermischen oder eine frische, klein gehackte Chilischote nehmen. Etwas Kondensmilch dazugeben und die Mischung im Mixer pürieren, mit Salz und wenig Pfeffer abschmecken. Es soll eine Creme entstehen. Ist die Soße zu flüssig, mit zerkrümelten Crackern und ein paar zerstoßenen Erdnüssen andicken. Kartoffeln und Eier in Scheiben schneiden, auf Salatblättern anrichten, mit Soße überziehen und mit Oliven garnieren.



Ohne Konzept?



Diego Garcia-Sayan, geboren 1950, ist Publizist, ehemaliger Justiz- und Außenminister Perus und seit 2004 Richter am Interamerikanischen Menschenrechtsgerichtshof, dem er von 2010 bis 2013 vorstand.

Wie haben sich die Andenländer in den vergangenen 20 Jahren verändert?

Sie sind sehr dynamisch gewachsen, sowohl wirtschaftlich als auch hinsichtlich der Bevölkerungszahl. Und das lief nicht geordnet ab, sondern eher im informellen Sektor, wo jeder mehr oder weniger seine eigenen Regeln setzt. Das vermittelt dem Besucher einen Eindruck von Chaos. Das schnelle Wachstum der Städte – heute leben dort über drei Viertel der Einwohner der Andenländer – und das Entstehen einer Mittelschicht haben die Gesellschaften umgekrempelt.

Hat die Politik auf diese neuen Herausforderungen reagiert?

Nein, und das ist ein Problem. Die Forderungen der neuen Mittelschicht nach effizienter Infrastruktur, nach qualitativ guter Bildung und Gesundheitsversorgung oder nach mehr Transparenz und Mitbestimmung überfordern unsere politische Klasse, die in klientelistischen Strukturen steckt und nur bis zum nächsten Wahltermin denkt. Unsere Bürokratie ist zu schwerfällig. Unsere Politiker bauen Straßen und Monumente, haben aber keine Konzepte, wie Politik inhaltlich neu gestaltet werden kann.



Liest man die Nachrichten, kommt man zum Schluss, dass ein Korruptions-skandal den nächsten jagt ...

Das ist kein Gradmesser dafür, dass wir korrupter sind als früher, sondern dass es jetzt eine freie Presse gibt und eine unabhängige Justiz. Das ist ein positiver Schritt in Richtung Demokratie. Aber wir brauchen trotzdem eine effizientere Korruptionsbekämpfung. Die Pläne dafür gibt es, aber sie werden nicht umgesetzt. Was gefährlich ist, denn das nährt Politikverdrossenheit und Populismus. Der Ruf nach dem starken Mann ist einer unserer historischen Schwachpunkte. Die Erfahrung hat gezeigt, dass so eine Figur kurzfristig durchaus erfolgreich sein kann, langfristig aber immer Probleme schafft und in Machtmissbrauch und neue Korruption mündet.

»Die Integration ist in einer Art Warteschleife. Das Konzept, das sich an der EU orientierte, war für uns nicht das richtige.«

Wie zukunftsfähig ist das Wirtschaftsmodell, das auf Rohstoffexporten basiert?

Das ist meine große Sorge. Momentan hängen wir von der chinesischen Nachfrage nach Rohstoffen ab, was sehr schwankend ist. Wir müssten zumindest veredelte Produkte herstellen, um Mehrwert zu schaffen. Es gibt Ansätze, Peru hat sich auf dem Modemarkt mit Designs aus Alpakawolle einen Namen gemacht, Bolivien will

seine Lithiumreserven zur Herstellung von Batterien nutzen, die für Elektroautos und Handys wichtig sind.

Wie sieht es mit der regionalen Integration aus. Es gab ja Pläne, zum Beispiel ein andines Auto zu bauen ...

Ja, und sie sind alle gescheitert, trotz Protektionismus und einer Politik der Importsubstitution. Man kann so etwas nicht aus dem Boden stampfen, sondern muss vorhandenes Potenzial und Know-how nutzen, wie Peru bei Wolle und Kulinarik oder Ecuador bei Blumen.

Ist die Integration also gescheitert?

Sie ist in einer Art Warteschleife. Das Konzept, das sich an der EU orientierte, war für uns nicht das richtige. Heute gibt es eine De-facto-Integration durch gegenseitige Investitionen und Migration, was wegen der gemeinsamen Sprache und Kultur aber nicht ins Auge sticht. Mangelhaft ist noch eine grenzüberschreitende Infrastruktur wie Straßen. Aber langsam erwachen die Politiker, wie zum Beispiel das Projekt der Zugverbindung von Brasilien über Bolivien bis an die Pazifikküste Perus zeigt. ■

Interview: Sandra Weiss





Als ich in den 90er Jahren zum ersten Mal nach Peru flog, war der Flughafen in Lima eine bessere Baracke und Machu Picchu eine einsame Ruinenstadt, weil sich wegen der Guerrillas kaum Touristen ins Land wagten.

Wie hat sich alles seither verändert. Peru, Ecuador und Bolivien marschieren mit Riesenschritten in die Moderne. Wolkenkratzer schießen aus dem Boden, eine neue Mittelschicht geht in globalisierten Einkaufstempeln shoppen. Das ist nicht immer idyllisch und bringt neue Probleme mit sich: Verkehrsstaus, Ungleichheit, Umweltverschmutzung.

Aber diese Verwerfungen haben ihre eigene, reizvolle Dynamik. In Europa ist alles vergleichsweise geordnet, hier ist alles im Fluss. Und das Reisen birgt immer einen Rest Abenteuer. Ob ich an Provinzflughäfen hängen bleibe, weil es zu windig ist, oder der Bus im Nirgendwo stoppt, weil ein »huaico«, ein Berggrutsch, jedes Fortkommen verhindert. Dann zaubert irgendwer einen heißen Tee und Kokablätter hervor und beginnt ein Gespräch.

Es dauert nicht lange, dann bin ich eingetaucht in die zauberhafte Welt der »apus«, der Andengötter, die den Reisenden manchmal einen Streich spielen. ■ Sandra Weiss

Die SympathieMagazine werden herausgegeben vom



Verantwortlich: Dietlind von Laßberg,
Claudia Mitteneder.

»Bolivien•Ecuador•Peru verstehen«
wurde unterstützt von:



Bundesministerium für
wirtschaftliche Zusammenarbeit
und Entwicklung



Redaktion: Sandra Weiss.
Redaktionelle Planungsgruppe: Petra Darchinger,
Christian Frevel, Friederike Keller, Dietlind von Laßberg,
Claudia Mitteneder, Antje Monshausen, Armin Vielhaber.

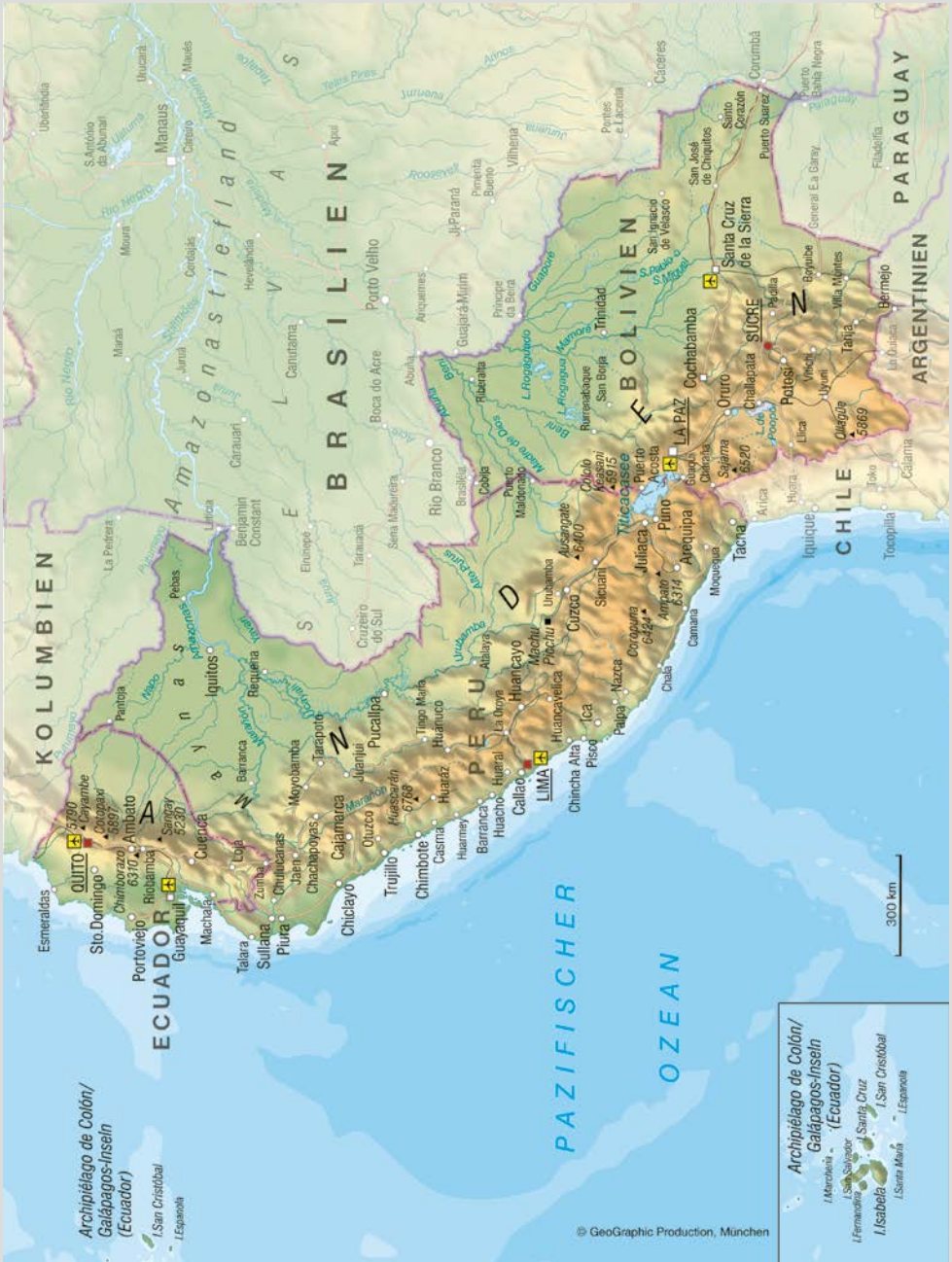
Für den Inhalt dieser Publikation ist allein der Studienkreis für Tourismus und Entwicklung e.V. verantwortlich; die hier dargestellten Positionen geben nicht den Standpunkt von Engagement Global gGmbH und dem Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung wieder.

Technische Koordinierung, Satz und Layout:
Petra Darchinger.

Grafisches Gesamtkonzept: Ron Imelauer.
Satz und Litho: Franzis' print & media GmbH.
Schlusskorrektur: Bernhard Schnüriger.
Fotos: Eloy Bernal (S.64/65) (Manuela Botero (S.60),
M. Bourgois (S.63), Brot für die Welt (S.30),
Cancilleria Ecuador (S.18), Jürgen Escher/Adveniat (S.16),
Maria Galindo (S.45), GLZ/Natalie Pereyra-Guenhagen (S.66),
Cuco Lopez (S.44), Mauritius-Images (Titel, S.20),
Vito Mirr (S.56), Hugo Prado (S.10), pixabay (S.8,12),
Presidencia Bolivia (S.36), Presidencia Ecuador (S.24),
Presidencia Peru (S.22), Lorenzo Ruiz (S.15), Shutterstock
(S.42), Pavel Spindler (S.33), Tourismusministerium
Ecuador (S.6/7,11,48), TrenEcuador (S.52), Tina Delia
Umlauf (S.51), UNIDO (S.8) Sandra Weiss (S.9,11,13,18,26,
28,32,34,38,40,58,68,70), wikimedia/AgainErick (S.71)

Druck: Gotteswinter und Aumaier GmbH, München.
© 2018 by Studienkreis für Tourismus und
Entwicklung e.V., Bahnhofstr. 8, 82229 Seefeld,
Tel: 08152/99 90 10, Fax 08152/99 90 166.
www.studienkreis.org

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Studienkreises reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



Wer ... Wie ... Wo



Bolivien: Rot, Gelb und Grün stehen als Symbole für die Unabhängigkeit von Spanien, für Reichtum an Mineralien und für die vielfältige Natur.



Ecuador: Gold symbolisiert den Reichtum; Blau die Schönheit der Natur, den Himmel und den Ozean; Rot die republikanische Freiheit und Unabhängigkeit sowie das Blut, das dafür vergossen wurde.



Peru: Das Wappen in der rot-weiß-roten Flagge symbolisiert die Reichtümer des Landes an Tieren, Pflanzen und Mineralien.

Adressen in Deutschland

Botschaft von Bolivien in Berlin,
Tel: 030/263 91 50,
www.bolivia.de

Botschaft von Ecuador in Berlin,
Tel: 030/800 96 95,
www.alemania.embajada.gob.ec/

Botschaft von Peru in Berlin,
Tel: 030/206 41 03,
www.botschaft-peru.de

Auswärtiges Amt in Berlin,
Tel: 030/181 70, 24-h-Dienst,
www.auswaertiges-amt.de

Adressen in Österreich

Botschaft von Bolivien in Wien,
Tel: 01/587 46 75,
www.embajada-bolivia.at

Botschaft von Ecuador in Wien,
Tel: 01/535 32 18,
mission@ecuadorvienna.at

Botschaft von Peru in Wien,
Tel: 01/713 43 77,
embajada@embaperuustria.at

Adressen in der Schweiz

Generalkonsulat von Bolivien in Genf,
Tel: 022/731 71 89

conboliviasuiza@gmail.com
Botschaft von Ecuador in Bern,
Tel: 031/351 62 54,

www.embajadaecuador.ch
Botschaft von Peru in Bern,
Tel: 031/351 85 55,
www.embaperu.ch

Adressen in Bolivien

Deutsche Botschaft in La Paz,
Tel: +591/2/244 00 66,

www.la-paz.diplo.de

Österreichisches Honorarkonsulat in La Paz,
Tel: +591/2/244 20 94,

<https://www.botschaft-konsulat.com/at/vertretung/2421/Osterreich-in-La-Paz>

Botschaft der Schweiz in La Paz,
Tel: +591/2/275 12 25,
www.eda.admin.ch/lapaz

Adressen in Ecuador

Deutsche Botschaft in Quito,
Tel: +593/2/297 08 20,

www.quito.diplo.de

Konsulat der Republik Österreich in Quito,
Tel: +593/2/246 97 00,

www.consulado-quito.at

Botschaft der Schweiz in Quito,
Tel: +593/2/243 49 49,
www.eda.admin.ch/quito

Adressen in Peru

Deutsche Botschaft in Lima,
Tel: +51/1/203 59 40,

www.lima.diplo.de

Botschaft der Republik Österreich in Lima,
Tel: +51/1/422 05 03,

<https://www.bmeia.gov.at/oeb-lima/>



Botschaft der Schweiz in Lima,
Tel: +51/1/264 03 05,
www.eda.admin.ch/lima

Banken/Geld

Banken öffnen üblicherweise von 8–17 Uhr, viele machen Mittagspause. Visa, Mastercard und American Express werden in größeren Hotels, Restaurants und bei Leihwagenfirmen akzeptiert. Bargeld erhält man an den »cajeros automáticos« (ATM) mit Kreditkarten. Wer mit Bargeld reist, sollte US-Dollar einpacken statt Euro. Währungen derzeit:
Bolivien: Boliviano (BOB) (1 € = 8,52 BOB).
Ecuador: US-Dollar (USD) (1 € = 1,23 \$).
Peru: Nuevo Sol (PEN) (1 € = 3,97 PEN).

Drogen

Drogenkonsum und -handel sind in allen drei Ländern strikt verboten und werden mit hohen Gefängnisstrafen von bis zu 20 Jahren geahndet. Ausländer erwartet in Peru eine lebenslängliche Haftstrafe. Ausnahme bildet Koka. Doch Vorsicht, wenn man in weitere südamerikanische Länder reist. In manchen sind Kokablätter verboten.

Einreisebestimmungen

Ein Visum für einen Aufenthalt bis zu 90 Tagen ist in allen drei Ländern nicht erforderlich. Vorzulegen sind Weiter- oder Rückreisetickets. Kinder benötigen einen eigenen Kinderpass. Der Pass muss beim Ausreisdatum noch sechs Monate gültig sein. Für die Einreise in Ecuador braucht es eine gültige Auslands-Reisekrankenversicherung.

Essen und Trinken

Typische Spezialitäten des Hochlands: Eintöpfe und Suppen, Alpaka und Meerschweinchen. Rohen Fisch und Meeresfrüchte am

besten in empfohlenen Restaurants essen. In Touristenzentren und Städten gibt es internationale Küche sowie Schnellrestaurants. Obst und Gemüse schälen. Salat, Mayonnaise und Eiswürfel meiden.

Feste und Feiertage

In den Anden setzen Heiligen- und Erntefeste ganz besondere Akzente. Besonders prunkvoll werden Karneval und Ostern gefeiert. »Alasitas«, das Fest der Wünsche (Bolivien): 24. Januar, La Paz; dauert einen Monat. Blumenfest (Ecuador): zu Karneval, Ambato; »Fiesta Jesús del Gran Poder« (Bolivien): 1. Samstag nach Pfingsten, La Paz; »Fiesta del IntiRaymi«, Sonnenfest, (Peru): 24. Juni, Sacsayhuaman; Unabhängigkeit (Peru): 28./29. Juli; »Fiesta de la Virgen« (Bolivien): 5./6. August, Copacabana; Unabhängigkeit (Bolivien): 6. August; Unabhängigkeit (Ecuador): 10. August; »Fiesta de la Mama Negra« (Ecuador): 23./24. September, Latacunga.

Fotografieren

Beim Fotografieren von »Indígenas« in ihren Trachten sollte man vorher um die Einwilligung bitten. An einigen Orten, die von Touristen besucht werden, ist es inzwischen üblich, einen geringen Geldbetrag zu geben.

Gesundheit/Impfungen

Keinerlei Vorschriften, aber Empfehlungen für Tetanus, Typhus, Diptherie sowie Hepatitis A und B, zusätzlich eine Malariaprophylaxe, wenn ein Aufenthalt in den tropischen Regionen am Amazonas geplant ist. Botschaften und Konsulate können deutschsprachige Ärzte nennen. In den Städten ist die ärztliche Versorgung gut, auf dem Land allerdings rudimentär.



Informationen zu Entwicklungs- und Schwellenländern

Weitere Informationen zu Organisationen bzw. Institutionen, die sich mit Entwicklungspolitik, Entwicklungszusammenarbeit und Fragen zu Entwicklungsländern im Allgemeinen sowie mit Entwicklungsländer-Tourismus beschäftigen, finden Sie unter: www.sympathiemagazin.de/philosophie.html

Kleidung

Abendliche Kälte im Hochland nicht unterschätzen. Fleecepullis mitnehmen oder sich auf den heimischen Märkten mit Alpakastrickwaren versorgen. Regencap, Halstuch und Sonnenbrille nicht vergessen.

Klima/Reisezeit

Für Besuche des Hochlands sind April bis Dezember am günstigsten. Regenzeit ist in Ecuador von Februar bis Anfang Mai. Beste Zeit für die Küste Perus ist Dezember bis Mai, im Sommer und Herbst verschleiern oft Küstenebel die Sicht. Für das Amazonastiefland eignen sich Oktober bis April. Plötzliche Kälteinbrüche sind die Regel im bolivianischen Hochland-winter im Januar und Februar; bis April kann es zu heftigen Regenfällen kommen.

Öffentliche Verkehrsmittel

Lokale und innerlateinamerikanische Fluggesellschaften bieten günstige Inlandsflüge an. Das gängigste Reisemittel ist der Bus. Auf kürzeren Strecken verkehren bequeme Kleinbusse. Für längere Strecken empfehlen sich die »cochecas«. Sie verfügen über ausziehbare Sitze und werden daher oft nur auf Nachtfahrten eingesetzt. Taxis gibt es nahezu überall in großer Auswahl. Wer mit dem Mietwagen unterwegs ist, sollte aus Sicherheitsgründen nur tagsüber fahren.

Sicherheit

Achten Sie auf Ihr Gepäck, besonders auf Märkten, Busbahnhöfen und während der Reise. Wie überall auf der Welt arbeiten Taschendiebe oft im Team und mit Ablenkungstricks. Sorgen Sie vor und tragen Sie Ihre Wertgegenstände nicht offen zur Schau.

Strom

Die Stromspannung liegt in allen drei Ländern bei 110 Volt. Flachstecker sind üblich.

Telefon

Die Vorwahlen lauten: Bolivien +591, Ecuador +593 und Peru +51.

Trinkgeld

In Restaurants 5–10%, wenn das Trinkgeld nicht im Rechnungsbetrag enthalten ist (»Servicios«). Für eine gute Betreuung bei Bergwanderungen und Exkursionen sollte man auf jeden Fall ein gutes Trinkgeld einplanen. Mit einer kleinen »propina« rechnen Zimmermädchen und Gepäckträger.

Zeitunterschied

In Ecuador und Peru herrscht GMT -6 im Winter, -7 Std. im Sommer. In Bolivien GMT -5 im Winter und -6 Std. im Sommer.

Die Informationen sind nach bestem Wissen und Gewissen erstellt. Eine Garantie für die Richtigkeit der Angaben wird nicht übernommen. Insbesondere Angaben zu Reiseformalitäten (z.B. Einreisebestimmungen, Visa, Versicherungen ...), notwendigen/empfohlenen Impfungen etc. sollten vor Reiseantritt mit den zuständigen Stellen bzw. Behörden geklärt werden.

Stand: August 2018

Auflösung Quiz S.47

Frage 1: Lösung B: Die geschichteten Steinhaufen findet man in den Anden oft am Wegesrand.

Frage 2: Lösung C: Matete trinken ist immer eine gute Idee.

Frage 3: Lösung A: Unbedingt probieren: Meerschweinchen.



Reiseführer

Zu Bolivien, Ecuador und Peru gibt es zahlreiche Reiseführer, die hier nicht alle genannt werden können. Beispielhaft sei verwiesen auf ADAC, Baedeker, DuMont, Lonely Planet, Stefan Loose, Mairs Geographischer Verlag, Marco Polo, Merian, Polyglott, Reise Know-How.

Belletristik

Bolivien

Hasbún, Rodrigo: »Die Affekte« (Roman)

Saenz, Jaime: »Die Nacht – die Ferne durchschreiten« (Prosa),

»Die Räume« (Erzählung)

Peru

Arguedas, José María: »Diamanten und Feuersteine« (Erzählung),

»Die tiefen Flüsse« (Roman)

Bambaren, Sergio: »Die beste Zeit ist jetzt« (Roman)

Bryce Echenique, Alfredo: »Eine Welt für Julius« (Roman)

Cueto, Alonso: »Die blaue Stunde« (Roman)

Vargas Llosa, Mario: »Tod in den Anden« (Roman), »Die jungen Hunde«

Ecuador

Es gibt keine Literatur aus Ecuador in deutscher Übersetzung.

Sachbücher

Bolivien

Gurtner, Stefan: »Die Straßenkinder von Tres Soles«

Lessmann, Robert: »Das neue Bolivien – Evo Morales und seine demokratische Revolution« (Politik)

Montoya, Victor: »Die Legende vom Tío« (Erzählungen und Reportagen aus den Minen)

Ecuador

Acosta, Alberto/Sevilla, Rafael: »Land der Vielfalt – Ecuador«

Wolf, Andrea: »Alexander von Humboldt oder die Erfindung der Welt«

Peru

Goedeking, Ulrich: »Länderkunde Peru«

Meier, Max: »Die Macht der Feste in den peruanischen Anden«

Paap, Iken/Schmidt-Welle, Friedhelm: »Peru heute – Politik, Kultur, Wirtschaft«

Anden

Brand, Ulrich: »Lateinamerikas Linke« (Interviews)

Rösing, Ina: »Religion, Ritual und Alltag in den Anden«

Zahlen & Fakten



Basics

Bolivien

Staatsform: Präsidielle Republik
Unabhängig seit: 1825
Landesfläche: 1.098.581 km²
Einwohner: 11 Mio.
Sprachen: Spanisch, Quechua, Aymara, Guarani, Kichwa, Shuar u.a.
Religion: 80% Katholiken, 10–15% Evangelikale
Höchster Berg: Sajama 6.542 m
HDI-Rang: 118 (Vergleich D: 4; A: 24; CH: 2)

Ecuador

Staatsform: Republik
Unabhängig seit: 1809
Landesfläche: 283.561 km²
Einwohner: 16 Mio.
Sprachen: Spanisch, Quechua, Aymara, Guarani, Kichwa, Shuar u.a.
Religion: 80% Katholiken, 10–15% Evangelikale
Höchster Berg: Chimborazo 6.268 m
HDI-Rang: 89 (Vergleich D: 4; A: 24; CH: 2)

Peru

Staatsform: Präsidielle Republik
Unabhängig seit: 1821
Landesfläche: 1.285.216 km²
Einwohner: 31 Mio.
Sprachen: Spanisch, Quechua, Aymara, Guarani, Kichwa, Shuar u.a.
Religion: 80% Katholiken, 10–15% Evangelikale
Höchster Berg: Huascarán 6.768 m
HDI-Rang: 87 (Vergleich D: 4; A: 24; CH: 2)

Der Human Development Index (HDI) der Vereinten Nationen ist ein Wohlstandsindikator für 188 Länder auf der Basis von Lebensdauer, Bildungsniveau und Lebensstandard. Norwegen belegt Platz 1 und die Zentralafrikanische Republik Platz 188.

Wirtschaft

Bolivien

Bruttoinlandsprodukt pro Kopf: 3.104 US\$
Arbeitslosenquote: 4,1%
Rimessen* in % des BIP: 3,4%
Importgüter: Fahrzeuge, Maschinen, Erdöl- und -derivate
Exportgüter: Erdgas, Mineralien, Gold, Soja

Ecuador

Bruttoinlandsprodukt pro Kopf: 5.968 US\$
Arbeitslosenquote: 4,4%
Rimessen* in % des BIP: 2,6%
Importgüter: Erdöl-derivate, Maschinen, Fahrzeuge
Exportgüter: Erdöl und Erdöl-derivate, Fische, Krabben, Bananen und andere Früchte

Peru

Bruttoinlandsprodukt pro Kopf: 6.045 US\$
Arbeitslosenquote: 6,6%
Rimessen* in % des BIP: 1,6%
Importgüter: Erdöl-derivate, Fahrzeuge, Maschinen
Exportgüter: Bergbauprodukte, landwirtschaftliche Produkte, Erdöl, Erdgas

Gesellschaft

Bolivien

Duchschnittsalter: 23 Jahre (D: 46; A: 43; CH: 42)
Lebenserwartung: 69 Jahre (D: 79; A: 80; CH: 84)
Handybesitzer/100 EW: 91
Bevölkerung unter der Armutsgrenze (< 2 US\$ pro Tag): 16,8%
GINI-Index: 45 (Vergleich D: 31,4; A: 30,5; CH: 32,5)

Ecuador

Duchschnittsalter: 26 Jahre (D: 46; A: 43; CH: 42)
Lebenserwartung: 76 Jahre (D: 79; A: 80; CH: 84)
Handybesitzer/100 EW: 95
Bevölkerung unter der Armutsgrenze (< 2 US\$ pro Tag): 8,4%
GINI-Index: 46 (Vergleich D: 31,4; A: 30,5; CH: 32,5)

Peru

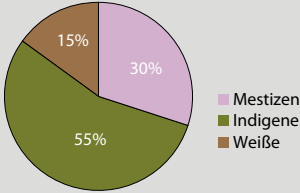
Duchschnittsalter: 26 Jahre (D: 46; A: 43; CH: 42)
Lebenserwartung: 75 Jahre (D: 79; A: 80; CH: 84)
Handybesitzer/100 EW: 117
Bevölkerung unter der Armutsgrenze (< 2 US\$ pro Tag): 3,8%
GINI-Index: 44 (Vergleich D: 31,4; A: 30,5; CH: 32,5)

Der Gini-Index ist ein statistisches Maß, mit dem dargestellt wird, wie gleichmäßig Einkommen in einem Staat verteilt sind. Je höher dieser Index, desto ungleicher ist die Einkommensverteilung des Landes. Den besten Gini-Index hat die Ukraine mit 25,5, den schlechtesten Südafrika mit 63,4.

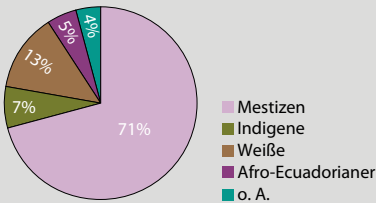


Ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung

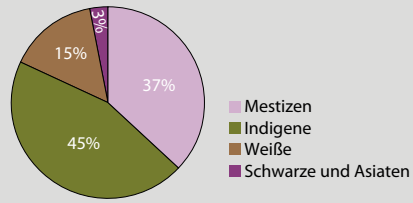
Bolivien



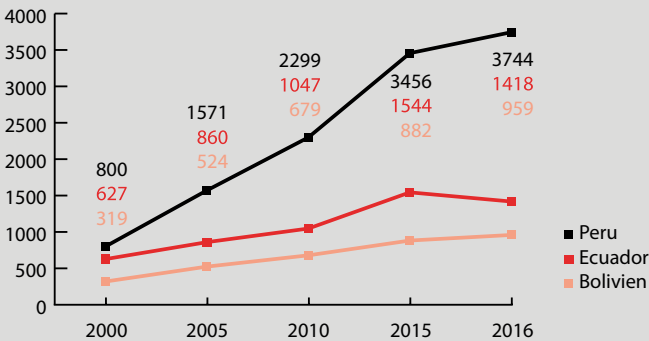
Ecuador



Peru



Entwicklung der Tourismuszahlen



Einheit: 1.000 internationale Touristenankünfte

* Rücküberweisungen der Ausgewanderten in ihr Heimatland.

Quellen: Weltbank, CEPAL, OIT, bpb, CIA Factbook, Comunidad Andina, WKÖ, nationale Statistikinstitute.

ÄGYPTEN ARGENTINIEN-CHILE BOLIVI
EN-ECUADOR-PERU BRASILIEN CHINA
COSTARICA-GUATEMALA-NICARAG
UA ESTLAND-LETTLAND-LITAUEN
FRANKREICH GRIECHENLAND GROSS
BRITANNIEN INDIEN IRAN IRLAND ISRA
EL ITALIEN JEMEN KAPVERDE KROA
TIEN-SLOWENIEN KUBA LIBANON MA
ROK KOMEXIKO MONGOLEI MYANMAR
NAMIBIA NEPAL PALÄSTINA POLEN RU
SSLAND SEIDENSTRASSE SPANIEN
SRILANKA SÜDAFRIKA TAIWAN THAI
LAND TUNESIEN TÜRKEI TSCHCHIEN
USA VIETNAM-KAMBODSCHA-LAOS
BUDDHISMUS CHRISTENTUM HINDUIS
MUS ISLAM JUDENTUM ENTWICKLU
NG GLOBALISIERUNG KINDERRECHTE
LAND & LEUTE MENSCHENRECHTE
TOURISMUS UMWELT ...

E-Mail bestellung@sympathiemagazine.de
 Telefon 08152-99 90 11
 Fax 08152-99 90 166
www.sympathiemagazine.de
 Österreich 01-79 88 34 92
www.suedwind-buchwelt.at
 Schweiz 061-26 14 742
www.fairunterwegs.org

Magazin-Preise

(inkl. MwSt., zzgl. Versand in D)
 Stückpreis (bis 49 Exemplare) € 4,60
 Wunschscher (5 Titel zur freien Wahl) € 20,00
 Religionsscher (mit 5 Magazinen) € 20,00
 Sammelscher (mit 48 Magazinen) € 97,00
 ab 50 Exempl. (zzgl. MwSt. u. Versand) € 2,50

Aktuelle Preise im Internet.

Webshop



ClimatePartner 
klimateutral

Alle SympathieMagazine werden auf FSC®-zertifiziertem Papier und klimaneutral gedruckt.

Reiselustig? Wissensdurstig? Lesehungrig? Mehr wissen. Mehr Durchblick.



Unterhaltsam informieren und durch besseres Verständnis Sympathie wecken – das ist das Ziel der SympathieMagazine.

SympathieMagazine richten sich an alle Neugierigen, die gern einen Blick hinter die Kulissen wagen. An alle, die anderen Menschen und ihren Kulturen begegnen möchten. An Reisende, die mit offenen Augen und offenem Herzen unterwegs sind und nicht nur Sonnenbräune, sondern auch neue Erfahrungen und neues Wissen mit nach Hause bringen möchten.



Sympathie Welt für die

www.sympathiemagazine.de

ISBN 978-3-945969-54-0